

DEUTSCHE RUNDSCHAU

HARRY PROSS

... doch bess're Demokraten?

R. J. GUITON

Die Sozialistische Partei Frankreichs

ADOLF GRIMME

Vom Standort des Theaters
in der Menschheitskrise

HANS EICHNER

Friedrich Schlegel und wir

KLAUS SCHULZ

Die dramatischen Experimente
Friedrich Dürrenmatts

KARL FRIEDRICH BORÉE

Meditationen im Krankenhaus

BORIS PASTERNAK

Drei Gedichte

7

HERAUSGEGEBEN VON RUDOLF PECHEL

84. JAHRGANG · BADEN-BADEN · JULI 1958

JULI 1958

RUNDSCHAU

Die Ökonomie von Bund und Ländern (609) — Wiedersehen (610) — Kongreß deutscher Volksbibliothekare (610) — Würde ohne Muße (612) — Maria Elisabeth Lüders (613) — Im Dienste der Geschichtsschreibung (613) — Internationale Filmkunstausstellung (614) — Paul Weiglin † (615) — Theodor Kramer zum Gedächtnis (616)

AUFSATZE

<i>Harry Pross</i>	<i>Th. F. Merten</i>
... doch bess're Demokraten? . . . 618	Quantität und Qualität 634
	<i>Adolf Grimme</i>
<i>Jürgen Pechel</i>	Vom Standort des Theaters
Japans gebrechliches	in der Menschheitskrise 637
Wirtschaftswunder 623	<i>Hans Eichner</i>
	Friedrich Schlegel und wir 646
<i>R. J. Guiton</i>	<i>Klaus Schulz</i>
Die Sozialistische Partei	Die dramatischen Experimente
Frankreichs 629	Friedrich Dürrenmatts 657

ZEITSCHRIFTEN-RUNDSCHAU (664) — WIRTSCHAFTS-RUNDSCHAU (666)

GEDICHTE

Theodor Kramer (628) — Horst Bingel (628) — Eric Singer (663) — Peter Grund (665) — Boris Pasternak (675)

PROSA

Karl Friedrich Borée Der veränderte Zustand 669

LITERARISCHE RUNDSCHAU

Findeisen (677) — Lobsang Rampa (678) — Goyen (679) — Déry (680) — Horbach (682) — Morus (682) — Sachs, Hamm (684) — Birnbaum (685) — Limericks (686) — Braunfels (686) — Heise (687) — Tillmann (687) — Orthbandt (688) — Anders (689) — Buonaiuti (690) — Gormann (691) — Buber-Neumann (691) — Reuter (692) — Röpke (693) — Heinig (694) — v. Thaer (694) — Waley (695) — Maag u. a. (696) — Heuschele (697) — Hinweise (698)

BRIEFE AN DIE DEUTSCHE RUNDSCHAU (702)

MITTEILUNGEN (704)

Redaktion: Stuttgart O, Hauffmannstr. 38, Tel. 24 10 67. — Verlag Deutsche Rundschau, Baden-Baden, Schloßstr. 8. — Die Deutsche Rundschau erscheint monatlich. Einzelpreis: DM 2,10, vierteljährlich: DM 5,—, jährlich: DM 18,—, ermäßigter Jahresbezug für Studierende: DM 12,—. Zuzüglich Zustellgebühr. Bankverbindung: Städtische Sparkasse Baden-Baden, Konto-Nr. 88. Postscheckkonto Deutsche Rundschau Dr. Rudolf Pechel, Karlsruhe Nr. 72030. Gültig Anzeigenliste Nr. 3. — Die Deutsche Rundschau veröffentlicht nur Erstdrucke. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Rücksendung unverlangter Manuskripte und Rezensionsexemplare nur bei Rückporto.

Herausgeber: Rudolf Pechel. Verantwortlicher Redakteur: Harry Pross.

Druck: Dr. Willy Schmidt, Baden-Baden, Lange Straße 53.

Umschlagentwurf: Professor Eva Schwimmer, Berlin.

Die Ökonomie von Bund und Ländern

Die Landtagswahlen in einigen Bundesländern haben mit einer Kampagne persönlicher Verunglimpfungen auf der vielzitierten Bundesebene begonnen. Auch in diesem Fall gab der Bundeskanzler den Ton an. Vor der „Jungen Union“ warf er der Sozialdemokratie vor, sie wolle einen politischen Weg, an dessen Ende zwangsläufig die sowjetische Herrschaft über Europa oder ein großer Krieg stehe. Die SPD werde, so echote der Herr Verteidigungsminister, wenn auch ungewollt die Verantwortung dafür tragen, wenn es zu einem dritten Weltkrieg komme! Sie wirke, so wieder Adenauer, zerstörend, auch wenn sie nur mittelbar über den Bundesrat Einfluß gewinne. — Eine schlechte, eine schädliche Methode der politischen Auseinandersetzung, die auch der heftigste Wahlkampf nicht rechtfertigt! Sie ist so unmöglich wie der Versuch des Kanzlers, die Kritik an seinem Außenminister mit dem Hinweis auf angeblich gefährdete nationale Interessen abzubremsen und den Schutz der Lex Soraya auf ihren Erfinder auszudehnen.

Ollenhauer hat seinerseits den Regierungschef klipp und klar einen Separatisten genannt. Auch diese Retourkutsche ist vom Übel. Man sollte meinen, daß der Führer der Opposition über andere Argumente als die persönlicher Diffamierung verfüge. Wie sie übrigens in letzter Zeit von deutschen Politikern, die allen Grund hätten, ihre eigene Vergangenheit nicht zu vergessen, auch de Gaulle gegenüber angewandt werden.

Soweit der Stand der Dinge bei Redaktionsschluß. Wie dieser Wahlkampf weitergehen soll, wird man nur zu früh erfahren: Vermutlich werden die kleinen versuchen, die großen Parteibosse zu übertreffen. Oder sollte es sich bisher nur um Ausbrüche lokalkolorierter Bonner Mentalität gehandelt haben? Schön wär's, doch ist es unwahrscheinlich. So bleibt uns nur die vage Hoffnung, daß sich das traurige Beispiel Bonns, wie es ja gelegentlich geschieht, in den Ländern nicht wiederholt. Im allgemeinen ist man dort sachlicher und weniger giftig miteinander. Und schließlich stehen die Interessen der Länder und nicht die Rivalitäten der Bundespolitiker zur Debatte.

Diese Unterscheidung ist wichtig, und die Länderparteien wären gut beraten, wenn sie ihre Bundesspitzen darauf hinwiesen. Denn sie bringen sich und die Verfassung bei den Wählern um ihren Kredit, wenn sie die Landtagswahlen nur mit Schützenhilfe aus der Metropole bestreiten können. Wir haben zum Glück in den Ländern eine ganze Reihe ausgezeichneten Politiker, die sich auf ihr Handwerk verstehen, ja, bessere Figur machen als manche Bundesgrößen und kompetenter sind als jene. Niemand versteht es, daß sie sich als bloße Zuträger für die Stimmenverhältnisse im Bundesrat behandeln lassen. Hingegen wissen die Wähler sehr wohl, daß die Herren Adenauer, Ollenhauer, Strauß und wie sie alle heißen, zur Lösung der Fragen, die der Landtag verhandelt, nichts oder nur wenig beitragen können, wenn sie sich in den von der Verfassung gesetzten Schranken halten. Schließlich steht es ja auch nicht so, daß in Bonn alles in bester Ordnung wäre und das Land nach der Weisheit der Erfolgreichen dürstete! Es gibt niemand in Bonn, der nicht noch genug in dem Amt zu verbessern hätte, für das er gewählt ist...

Der Fraktionsvorsitzende der FDP im Bundestag, Mende, schlug unlängst vor, der Ökonomie wegen alle Landtagswahlen auf *einen* Termin nach Ablauf der halben Bundestagsperiode zu legen. Wir halten nichts von solcher Gleichschaltung, weil wir ein reich gegliedertes Staatswesen besser finden als eines, das zentral verödet. Wenn es aber noch eines Beweises für die Unzuverlässigkeit der Mendeschen „Ökonomie“ bedurft hätte, so hätten ihn die Bonner Methoden jetzt geliefert.

Wiedersehen

Frau *Friderike M. Zweig* schreibt uns: Es war nicht ein Durchreisen, es war ein Wiedersehen, obwohl ich ja noch niemals zuvor den Kölner Dom betreten hatte, noch nie im Schwarzwald den Kuckuck hatte rufen hören. Einundzwanzig Jahre hatte ich ihn nicht mehr vernommen, denn er nistet nicht in meinen hohen Bäumen im sandumspülten Heim im Neuland. Auch das Glockenspiel in dem an Märchenbücher gemahnenden Eßlingen war neuer Wiederklang der alten Salzburger Heimat, war Wiederhören der Volkslieder, die aus dem Brunnen der Kindheit tönen, denn „Weißt Du, wieviel Sternlein stehen“ gehört sowohl den deutschen als auch den österreichischen Kindern.

Und die Sprache der Menschen am Rhein und im Schwabenland, war sie mir nicht vertraut aus Freundesstimmen, aus Sang und Gedicht, ohne sie je an Ort und Stelle gehört zu haben? Erinnerung schlug allenthalben über mich zusammen. Die liebe Tonart kam mir auch lebendig in großer Gütigkeit aus der Stimme des Landesvaters, des Präsidenten des großen Bereiches, das eben übergossen war von Maienlicht und -blüte. Es fiel mir eine Dichtung ein des verstorbenen Freundes Wilhelm Schmidtbonn, mit dessen Witwe ich in Godesberg nach fünfzigjähriger Trennung Wiederbegegnung genoß. Die Erzählung hieß: „Die Welt ohne Frühling“. Die Welt ohne Frühling wäre eine Welt ohne jenes Deutschland, das Albertus Magnus in einer Kirche zu Eßlingen am Neckar weihte.

In Bonn sah ich den Schreibtisch Beethovens wieder, der jahrelang in unserem Salzburger Heim gestanden. Er war nicht mehr von warmem Nußbraun, sondern gleichsam gelb camouffiert, war nicht mehr ganz das schlichte heilige Möbel aus Heiligenstadt. Doch er steht nun, wohin er gehört, neben dem ergreifenden Dachzimmer einer weltverwandelnden Geburt, das Gefühle wachruft wie vor einer Krippe. Wo blieben die heiligen drei Könige, geleitet von einem nie erloschenen Stern?

Nun ziehe ich weiter in mein schönes Geburtsland Österreich, das Herz voll guter Gedanken für Deutschland, das mich reich und froh machte, in dieser Maienzeit seines neuen Blühens.

Kongreß Deutscher Volksbibliothekare

In Anwesenheit zahlreicher Vertreter der Bundes- und Länderbehörden, der Stadt Frankfurt, der Gewerkschaften, der Volkshochschulen, des Buchhandels und der befreundeten ausländischen Verbände — u. a. aus Holland, Schweden, Österreich und der Schweiz — hielten rund fünfhundert Volksbibliothekare des Bundesgebietes ihren diesjährigen Kongreß — es war die zehnte Zusammenkunft seit der Neugründung des Vereins Deutscher Volks-

bibliothekare im Jahre 1948 in Fulda — in Frankfurt a. M. ab. Die ehrwürdige Paulskirche, in der 1848 freiheitlich denkende deutsche Männer ihre Stimme erhoben, bot den entsprechenden Rahmen für die feierliche Eröffnung. Kommunalpolitiker und Erwachsenenbildner stellten den staats- und kulturpolitischen Wert der Volksbüchereiarbeit im Zeichen einer neuen technischen Revolution, die mit der Automatisierung der Betriebe bereits begonnen hat, in den Mittelpunkt ihrer Ausführungen.

Die Öffentliche Bücherei, die als demokratische Einrichtung jedem bildungsbemühten Bürger zugänglich ist, kann aber ihre Aufgaben erst dann lösen und intensivieren, wenn die Gemeinden, die Länder und der Bund ihre Arbeit besser und großzügiger unterstützen als bisher. Mit Recht wurde auf das mustergültig entwickelte Büchereiwesen Englands und der skandinavischen Länder hingewiesen, wo die Gesamtausgaben zehnmal höher liegen als in der Bundesrepublik. Der Bund gibt jährlich mehr als zehn Milliarden DM für eine höchst zweifelhafte militärische Aufrüstung aus. Aber was leistet er für die soziale und geistige Aufrüstung? Mit Atomkanonen kann man dem Kommunismus kaum begegnen, denn er ist in erster Linie ein soziales und geistiges Problem. Es wird höchste Zeit, daß man neben einer allgemeinen sozialen Aufbesserung des Lebensstandards der arbeitenden Bevölkerung Einrichtungen und Institutionen in genügender Anzahl baut und einrichtet, wo der Bürger sich beruflich und geistig fortbilden kann. Deswegen kann die Forderung „Jeder Gemeinde ihre Öffentliche Bücherei“ gar nicht laut genug erhoben werden.

Aus den zahlreichen Referaten, Besprechungen und Arbeitsgemeinschaften, die sich u. a. mit Fragen der Buchanschaffung, mit der Arbeit der Bonner Bundesprüfstelle für jugendgefährdende Schriften, mit Richtzahlen Öffentlicher Büchereien, mit der tariflichen Einstufung des Bibliothekars und mit dem problematischen Buch in der Jugendbücherei beschäftigten, ragte der temperamentvolle und stilistisch geschliffene Vortrag des Tübinger Altphilologen Prof. Walter Jens hervor. Nach einem komprimierten historischen Überblick über die Entwicklung der schöngeistigen Literatur beleuchtete Jens vor allem die Wiedergeburt des modernen sozialen Romans um 1930. Erst seit dieser Zeit kann man nach Jens von einer echten Topographie des 20. Jahrhunderts sprechen. Während im Dritten Reich schon die braunen Kolonnen unheilvoll durch die Straßen marschierten, erlebte die außerdeutsche Literatur die endgültige Hinwendung zur Realität. In Amerika versuchten Autoren wie Faulkner, Hemingway, Steinbeck und Lewis in ihren Werken die Zeitsituation zu durchdringen und zu gestalten. Das gleiche unternahm in Rußland Wladimir Majakowski. Das Gesetz der Wahrheit wurde allein bestimmend. Die naturwissenschaftlichen Erkenntnisse dienten als Zubringerin des Materials. Gleichnisse, Formeln und Linien erweiterten die Perspektiven und umschrieben die Zeit. Was die Vertreter des Expressionismus um 1910 erahnten, nimmt in der Literatur der dreißiger Jahre Gestalt an. In harmonischer Darstellung berührten sich Zeit und Raum, Privates und Fremdes, Soziales und Gesellschaftliches. Jens: „Wo das Individuum und die Gesellschaft sich absichtslos begegnen, da entsteht große Dichtung.“ Für die Gegenwart forderte Jens, daß der Schriftsteller den Gegenstand der Soziologie kennen müsse. Namen wie Heinrich Böll, Ilse Aichinger, Max Frisch für die Prosa, Paul Celan, Inge-

borg Bachmann, Peter Huchel für die Lyrik und Friedrich Dürrenmatt für die Dramatik sind nach Jens die am weitesten vorgeschobenen Positionen der Gegenwartsliteratur in Deutschland. Er wies am Schluß seines Vortrags auf die Situation des Schriftstellers in der Sowjetzone hin: „Wo die Freiheit fehlt, gibt es keine Möglichkeit sich zu entfalten.“ In der Bundesrepublik besteht diese Freiheit noch, aber „man nimmt uns nicht ernst, wie man die Atomwissenschaftler nicht ernst nimmt.“ Jens: „Es wird Zeit, die Wahrheit zu sagen.“

Würde ohne Muße

Die Regierung von Baden-Württemberg hat dem Landtag ein Gesetz vorgeschlagen, welches den Beamten die Möglichkeit geben soll, nicht schon mit fünfundsechzig Jahren aus dem Dienst scheiden zu müssen, sondern ein weiteres Jahr im Amt zu bleiben. Zur Begründung dieses Gesetzentwurfes hat der Ministerpräsident unter anderem auf den Lehrermangel und auf die heute größere Lebenserwartung hingewiesen, hat aber nicht verhehlt, daß einer der maßgeblichen Gründe der Wunsch vieler Beamter sei, länger im Dienst zu bleiben. Merkwürdigerweise oder wohl richtiger bezeichnenderweise hat in der Öffentlichkeit niemand an diesem Gesetzentwurf Anstoß genommen. Offenbar finden die meisten Schwaben — die sich insoweit aber kaum von den meisten übrigen Deutschen unterscheiden dürften — eine solche Verlängerung der Dienstzeit ganz normal, zumal da sie ja dem Wunsch des einzelnen überlassen bleibt.

Von den angeführten Gründen leuchtet nur der Lehrermangel ein, doch macht er allein nicht ein für alle Beamten gültiges Gesetz erforderlich, sondern könnte durch eine Ausnahmeregelung für Lehrer behoben werden, die auf einige Jahre befristet wird. Vermutlich hat die Regierung aber richtig vorausgesehen, daß eine solche Ausnahmeregelung einen Sturm der Entrüstung bei anderen Beamten ausgelöst haben würde: Wie? Die Lehrer dürfen länger arbeiten als wir Finanzbeamte oder Ministerialräte? Unerhört! Denn der wirkliche Grund für das neue Gesetz ist eben das Verlangen vieler Beamter, noch ein Jahr länger als bisher hinter ihrem Schreibtisch verharren zu dürfen.

Es erscheint zweifelhaft, ob ein solches Gesetz in irgendeinem andern Lande Westeuropas denkbar wäre. Gewiß nicht in Frankreich, wo das Rentier-Ideal immer noch für alle Volksschichten gültig ist. Ebenso wenig in England, wo die meisten Männer ihre Steckenpferde so gut zu reiten wissen, daß sie gern ihre ganze Zeit darauf verwenden. Von den mediterranen Ländern braucht man gar nicht erst anzufangen, denn in Italien beispielsweise gibt es immer noch unzählige Menschen, die das zu genießen verstehen, was vor zweitausend Jahren Cicero mit einem klassisch gewordenen Ausdruck „cum dignitate otium“ genannt hat: Muße mit Würde.

Diese Gabe ist den allermeisten Deutschen versagt geblieben. Die Muße ist bei uns seit jeher mit dem Müßiggang verwechselt und demgemäß verachtet worden. Wir Deutsche sind tüchtige Arbeiter, aber wir neigen dazu, die Arbeit als Selbstzweck anzusehen. Nur in Deutschland konnte es geschehen, daß von den Nationalsozialisten das „Ethos der Arbeit“ verkündet wurde, ohne daß man daran Anstoß nahm; das lag einfach daran, daß die meisten

Deutschen sich lange vorher zu diesem Ethos bekannt hatten und sich auch seither wieder dazu bekennen. Selbst die Christen unter den Deutschen vergessen gern, daß die Arbeit eine Folge des Sündenfalles ist und in der Schöpfung ursprünglich nicht vorgesehen war. Arbeit ist Strafe. Man kann und soll sich mit ihr als einem notwendigen Übel einrichten. Man kann und soll der Arbeit ihre Würde zuerkennen. Aber während andere Völker ihre Muße mit Würde genießen, kennen wir nur diese etwas krampfhaftige Würde ohne Muße.

Ein englischer Freund sagte einmal, den meisten Deutschen, denen er im Laufe seines Lebens begegnet sei, hätte er am liebsten zugerufen: Relax, please! Entspannen Sie sich! Nichts entspannt besser als Muße, die einer mit Würde zu genießen versteht. Warum sollte dann ein Beamter, auch wenn sich seine Lebenserwartung vergrößert hat, nicht der Muße pflegen, die den Menschen als eine der köstlichsten Gaben dargeboten wird? Nur die Hand brauchen wir danach auszustrecken.

Maria Elisabeth Lüders

Am 25. Juni feierte Dr. Marie Elisabeth Lüders ihren 80. Geburtstag. Sie ist aus der deutschen Frauenbewegung nicht fortzudenken. Wer je die Freude gehabt hat, ihr näherzukommen, gewann einen unauslöschlichen Eindruck von ihrer einzigartigen und imponierenden Persönlichkeit. Ausgestattet mit einem klaren Verstand ist ihr starkes Frauentum beherrschend für ihr ganzes Verhalten. Sie kam früh in die Politik, heute ist sie Abgeordnete und Alterspräsidentin des deutschen Bundestages. Was Ricarda Huch unter den dichtenden, ist Marie Elisabeth Lüders unter den politischen Frauen. Angesehen im In- und Ausland, ist sie heute wie in ihrem ganzen Leben eine unbeirrbar Kämpferin für Recht, Anstand und Wahrheit. Sie hat sich nie gescheut, auch sehr unbequeme Sachen mit beneidenswertem Temperament zu sagen unter steter Wahrung ihrer persönlichen Würde. Sie hat in den kritischen Zeiten unserer Geschichte sehr viel mehr Mut bewiesen als so manche Männer.

Unvergesslich ist es auch, wie sie auf den Tagungen der Deutsch-Englischen Gesellschaft in Königswinter, wenn sie, wie meistens, das Schlußwort sprach, sich mit ihrer ganzen Persönlichkeit für das geliebte Berlin, dessen Ehrenbürgerin sie geworden ist, und die Deutschen in der Sowjetzone eingesetzt hat. Wir können uns keine Ehrung denken, die ausreichend genug wäre, um ihre unvergänglichen Verdienste um die großen Dinge der Menschheit und um Deutschland gebührend zu ehren.

Im Dienste der Geschichtsschreibung

Vor hundert Jahren, im Juli 1858, gründete der aus Leipzig stammende Buchhändler Rudolf Oldenbourg seinen eigenen Verlag. Ein Jahr später begründet Sybel die „Historische Zeitschrift“ als kritisches Organ einer neuen Wissenschaft. Oldenbourg verlegt sie zunächst bei Cotta, dann in der eigenen Firma. Das war der Anfang einer langen Serie geisteswissenschaftlicher Veröffentlichungen, die aus der deutschen Gelehrtenliteratur nicht mehr wegzudenken sind. Wer sie heute aus Anlaß des Verlagsjubiläums Revue passieren läßt, erlebt ein Stück deutscher Geschichtsschreibung mit all ihren Höhepunk-

ten und Schwankungen, mit ihrer redlichen Suche nach Wahrheit, mit ihrer Abhängigkeit von der Politik und ihren Versuchen, sich davon freizumachen. 1864—1902 bringt Oldenbourg die 24 Bände „Geschichte der Wissenschaften in Deutschland“, 1867 werden die Reichstagsakten des 15.—17. Jahrhunderts veröffentlicht. 1889, zwei Jahre nach Meineckes ersten Beiträgen zur HZ, kommt Sybels „Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I.“, dann folgen Jahrzehnte hindurch Einzelwerke von Vossler, Burckhardt, Veit Valentin, Oncken, K. v. Raumer und vielen anderen, die in der 1935 mit Trevelyan begonnenen Reihe „Geschichte der Völker und Staaten“ in einen neuen Zusammenhang münden. Brockelmanns Buch über die islamischen Völker und Staaten aus dieser Serie ist bis heute so wenig übertroffen, wie Stadtmüllers „Geschichte Südosteuropas“. Ritters „Machtstaat und Utopie“ erscheint 1940, seine weiteren Werke folgen bis in unsere Tage. Schließlich, 1949, erhebt sich die Historische Zeitschrift aus dem Schutt der Nazi-Jahre. Mit Ludwig Dehio und Walther Kienast dient sie in vorbildlicher Weise der Selbstbesinnung. Dehios Essays markieren einen neuen Anfang im deutschen historischen Denken, einen Neubeginn, dem wir allen Erfolg wünschen.

Neu ist auch der Einzug der Wissenschaft von der Politik ins alte Verlags- haus. Er vollzieht sich dieser Tage mit dem ersten Jahrbuch der deutschen Gesellschaft für auswärtige Politik, das als Einführung in das Geschehen der Gegenwart den Titel trägt „Die Internationale Politik“. Es umfaßt auf 1070 Seiten die Ereignisse des Jahres 1955 und wird von Arnold Bergsträsser mit Wilhelm Cornides unter Mitwirkung eines Teams von Staatswissenschaftlern herausgegeben.

Internationale Filmkunstausstellung

Zum zweiten Male war der Film in Deutschland Gegenstand einer Ausstellung in einem Museum. Im Münchner Haus der Kunst fand vom 26. 3. bis 18. 5. eine Internationale Filmkunstausstellung statt, die einen Überblick über das Phänomen Film bieten wollte. Natürlich läßt sich der Film nicht darstellen, und so mußte die Ausstellung bruchstückhaft bleiben. Doch das Gezeigte war für den filmhistorisch Interessierten und für den filmkunstliebenden Laien in Einzelheiten äußerst interessant. Da waren dann Szenenentwürfe von Eisenstein, Jutkewitsch und von den Architekten Herlth, der auch einen sehr informativen Vortrag über seine Zusammenarbeit mit so großen Regisseuren der Stummfilmzeit wie Lang und Murnau hielt, und Wakhewitch zu sehen. Allerdings waren auch verschiedene Entwürfe falsch oder garnicht beschriftet und manches falsch „gehängt“. Auch Originalkostüme, so von Chaplin und das Kostüm Tscherkassows aus „Iwan der Schreckliche“ waren zu sehen. Wer Augen hatte zu sehen, der konnte viel entdecken. Das Interessanteste waren wohl die täglichen Filmvorführungen mit „klassischen“ und modernen Werken der siebten Kunst. Wenn auch hier manches fehlte (dänische und englische Filme, lediglich „Man of Aran“ von Flaherty und einige Beispiele des britischen „documentary“-Stils wurden gezeigt), so hat man doch wohl nie zuvor in Deutschland einen so großen Überblick über die verschiedenen Stilrichtungen im Filmschaffen bekommen wie hier. In der deutschen Retrospektive konnte man „Die Nibelungen“ (Lang, 1923/24), Ruttmanns „Berlin“-Film, Siodmaks außerordentliche realistische Studie „Menschen am Sonntag“ (1929) sehen,

dann natürlich die französische Avantgarde der zwanziger Jahre, Man Rays „L'Etoile de Mer“, Légers „Ballet mécanique“, in dem Gegenstände sich bewegen, Umdrehungen vollführen, allerdings völlig sinnlos, sowie Cocteau's „Le Sang d'un Poète“, nicht zu vergessen Bunuels „Chien andalou“, jene surrealistische, um nicht zu sagen pathologische, symbolgeladene Studie. Auch die frühen und späten sowjetischen Filme waren vertreten. Pudowkins „Ende von St. Petersburg“ lief als Beispiel seiner Montageprinzipien, die er in Anlehnung an die von Kuleschow entwickelt hatte, dann Eisensteins Filme, „Panzerkreuzer Potemkin“ (1925) und „Die Generallinie“ (1928), wo er seine Parallelmontagen anwandte (in der „Generallinie“ schneidet er z. B. Bildsequenzen mit Frauenköpfen vor eine Einstellung mit einem Truthahn; durch die Assoziation bekommen die Bilder eine besondere Bedeutung; die Geziertheit ist in beiden Fällen die gleiche). Von seinen Tonfilmen konnte man „Alexander Newsky“ (1938) und „Iwan der Schreckliche“ (1943/46) sehen. Wie er hier einen Weg des Zusammenklangs von Bild und Musik wies, ist in der Filmgeschichte einmalig. Die Bildsequenzen, bei denen lange Einstellungen, mit kurzen hartgeschnittenen Großaufnahmen abwechseln, sind genau auf die Musik abgestimmt. Eisenstein hat ja mit seinen theoretischen Aufsätzen und seiner praktischen Arbeit wesentliche Arbeit zur Schaffung der Syntax der neuen Sprache, der Sprache unserer Zeit, des Films, geleistet, wie kaum ein anderer. Man kann ihn ruhig einen der großen Denker unserer Zeit heißen.

Jean Renoir, der Sohn des Malers Auguste Renoir, stellte sich dem Publikum und der Presse und beantwortete Fragen. Was seine Filme („La Chienne“, „Toni“, „Les Bas-Fonds“, „La grande Illusion“, „Une Partie de Campagne“ und „The River“) anbetrifft, so sind sie ebenfalls schon Filmgeschichte geworden. — Die große Überraschung der Ausstellung waren jedoch — zumindest für Deutschland — die japanischen Filme, hier vor allem die Werke von Kenji Mizoguchi, einem Regisseur, der wie Eisenstein, im Jahre 1898 geboren wurde, und den wir nun zu den großen Meistern zählen müssen. Derart lyrische Momente, abwechselnd mit dem für japanische Filme typischen Abbrechen von Szenen und dem fremdartigen Schauspielstil, wie wir es in „Ugetsu Monogatari“ (Die Geschichten vom verschleierten Mond) und der Legende von den gekreuzigten Liebenden fanden („Chikamatsu Monogatari“), das läßt uns noch einiges von der siebten Kunst erhoffen.

Paul Weiglin †

Wieder ist einer der Stillen im Lande von uns gegangen. Er war eng mit der Deutschen Rundschau, nicht nur durch langjährige persönliche Freundschaft mit dem Herausgeber, sondern durch ständige Mitarbeit, besonders in kritischer Tätigkeit, verbunden.

Paul Weiglin ist am 19. April 1958 gestorben. Die Presse, vor allem die Berliner Zeitungen, haben seiner nicht in einer Form gedacht, auf die er seiner Lebensarbeit nach vollen Anspruch hatte. Der in Neustrelitz geborene Schriftsteller war lange Jahre Redakteur und dann Herausgeber von Velhagen und Klasings Monatsheften, in denen er eine beachtenswerte kulturelle Leistung vollbracht hat. Weiglin wäre der Letzte gewesen, der sich über die geringe Beachtung seines Abscheidens beklagt hätte, denn er verfügte über einen

echten niederdeutschen Humor, der die eigene Leistung niemals überschätzt und auch unberechtigte Kritik mit einem Schmunzeln entgegengenommen hat. Sein Lebensglück fand er in der Ehe mit Friedel Merzenich, einer bekannten Dichterin, und ihren Tod hat er nicht verwunden und fühlte sich ohne sie nur noch als ein halber Mensch. In seinen letzten Lebensjahren, und nicht nur durch die ungünstigen Zeitumstände, sondern auch durch trübe menschliche Erfahrungen, reifte sein kluger Verstand zu einer Altersweisheit, die wie alle seine Äußerungen einen von resignationsschwerem Humor getränkten Ausdruck fand. Weiglin, ein Germanist von Rang, verstand zu schreiben, sachlich fundiert und so oft durch Charme ausgezeichnet. Er wußte um die Hintergründigkeit aller menschlichen Dinge. Und er war ein menschlicher Mensch.

Er hat der Stadt Berlin, die ihm wie so vielen anderen Schicksal wurde, vier Bücher gewidmet, die allein die Berliner veranlassen sollten, seiner in Ehren zu gedenken. Wer ihm nahestand, beklagt seinen Verlust als den eines immer zuverlässigen und hilfsbereiten Freundes. Die Deutsche Rundschau wird sein Andenken in Ehren halten.

Theodor Kramer zum Gedächtnis

Am 3. April 1958 starb in Wien Theodor Kramer. Nach 18jährigem Exil war er erst im September 1957 in seine Heimat zurückgekommen — um hier zu sterben. Selbst in dem beengten Dasein eines Bibliothekars an einer kleinen englischen Collegebibliothek war diese Heimat in ihm so lebendig gewesen, daß sie Gedicht um Gedicht in ihm entzündete. Aber nur wenige davon haben uns erreicht. Fast schien es, als ob sein Land ihn vergessen hätte, bis die von Michael Guttenbrunner 1956 herausgegebene Auswahl „Vom schwarzen Wein“ den Bann brach und eine Ehrenpension des österreichischen Bundespräsidenten ihm die Rückkehr ermöglichte.

Noch länger lag das Schweigen in Deutschland über seinem Werk. Seit 1933 war er dort nicht mehr gedruckt worden, sein vorläufig umfangreichstes und vielseitigstes Werk „Mit der Ziehharmonika“ (1936) blieb hier unbekannt, und zwei schmale, knapp nach Kriegsende in Wien erschienenen Bände, „Die untere Schenke“ und „Wien 1938“ gelangten nicht über die Grenze. Dabei fanden seine Gedichte am Ende der Zwanzigerjahre gerade in Deutschland weite Anerkennung und Verbreitung. Durch Wettbewerbe des S. Fischer-Verlages und der „Literarischen Welt“ war man auf ihn aufmerksam geworden; 1928 brachte Rütten & Loening seinen ersten Gedichtband „Die Gaunerzinke“ heraus, und Ernst Lissauer feierte dies im „Literarischen Echo“ als Ereignis. Von nun an bis 1933 erschienen Hunderte seiner Gedichte nicht nur in den Spalten der deutschen literarischen Zeitschriften, sondern auch Sonntag für Sonntag in den Beilagen der Zeitungen von Karlsruhe bis Königsberg. Nun blieben auch die Preise nicht aus: 1928 der Kunstpreis der Stadt Wien und 1931, nach dem Erscheinen seiner ehrlichen, unpathetischen Kriegsgedichte „Wir lagen in Wolhynien im Morast . . .“, der Julius-Reich-Preis der Universität Wien. Deutsche Rundfunkstationen luden Kramer ein und veranstalteten Lesungen — und heute, nach dem großen Schweigen, wäre es fast notwendig, ihn einer neuen Generation in Deutschland neu vorzustellen.

Ein Lyriker, reiner Lyriker. Seine Gedichte liefen damals, in jener Zeit, abgestempelt als „Neue Sachlichkeit“, zusammen mit jenen von Erich Kästner und Victor Wittner, und unterscheiden sich doch so sehr von deren kaltblitzender, städtisch-zivilisierter Manier. Der Sohn eines kleinen Landarztes aus dem niederösterreichischen Flecken Nieder-Hollabrunn wußte trotz der gegenständlichen Schärfe seiner Sprache und der schmerzlichen Klarheit seiner Bilder um die Seele jener Landschaft im Osten Wiens, von den buckligen Hügeln des Weinviertels bis zur Steppe an den Schilfufern des Neusiedlersees, die er in langen Wanderungen oft durchzogen hatte. Und er sah diese Landschaft nicht mit den Augen des weinfrohen Genießers, sondern mit denen jener, die, mühevoll genug, dieses Land bebauen. Ihnen, „die ohne Stimmen sind“, lieh er seine Stimme. Sie, die man nicht meint, wenn man von der Poesie des Landes und vom erdschweren Pathos des Ackers spricht, sind die Menschen seiner Gedichte: Häusler, Ziegelbrenner, Rübenzupfer auf den endlosen Zuckerrübenfeldern, Gendarmen und Vaganten, beide heimatlos im Dorf. Von jenen singt er, deren Häuschen sich vor dem Dorf in den Mergelhang drücken und von denen der Bauer abrückt, wenn sie sich auf die Wirtshausbank setzen. Bitter ist das Lied, gebeizt von der Luft über den Feldern, erfüllt vom betäubenden Geruch der Akazien und vom sauren des Schweißes, scharf wie der Schnaps mit dem sie, ihr Elend zu vergessen, sich das Hirn versengen, und auftrumpfend wie der dumpfe Rausch, der aus ihnen bricht. Keine erhebende Lyrik und keine, die sich auf den Höhen spreizt, aber tröstlich, wenn wir erkennen, wie die Verlorenheit und Angst dieser Menschen in uns allen lebt und der Ring sich wieder schließt um uns alle. Und von den Menschen am Rande der Dörfer zieht es ihn zu den Menschen am Rande der Stadt, in den Zufahrtsstraßen zwischen den Fabriken, um die Kohlenhalden, an den weithinausreichenden Verschubbahnhöfen. Am Rande der Stadt, am Rande der Gesellschaft leben sie alle, und in vielen Gedichten ist die große Arbeitslosigkeit der Dreißigerjahre bereits Geschichte geworden. Nicht die Rose, die Kamille ist die Blume dieser Zonen. Es ist ein anderes Wien, das hier vor uns aufsteht. Unverwechselbar und einmalig in der deutschen Sprache sind diese Gedichte.

Als 1938 die braune Barbarei über Österreich hereinbrach, hielt Kramer ein Jahr lang stand, dann verließen ihn die Kräfte, und er „mußte mit dem eignen Messer seine Wurzeln aus der Erde drehn.“

In seinen englischen Altersgedichten ist es ein neuer Kreis kleiner Leute, alte Lehrer, Bibliothekare, Landärzte, die ihre Einsamkeit erleiden, und daneben gelingen ihm aus den Erfahrungen seines Lebens Gedichte von erschütternder Schönheit.

All dies ist ungeordnet, eine gewaltige Zahl von Gedichten ungedruckt, und so hat er mit seinem Nachlaß eine Aufgabe hinterlassen, an der man den Wert zeitgenössischer Verlegerarbeit wird messen können. Hoffen wir, daß sie sich dem Dichter ebenbürtig erweist!

... doch bess're Demokraten?

Das plebiszitäre Element in der Repräsentativverfassung

Man mag das Hin und Her mit der Volksbefragung beurteilen, wie man will, jedenfalls hat es die westdeutsche Bevölkerung erregt wie keine andere politische Frage seit Bestehen der Bundesrepublik. Wer Ohren hat zu hören, der vernimmt allenthalben das Für und Wider. Das Thema ist durch: vom Gespräch der Hausfrauen an der Ladentheke bis zur massiven Demonstration der 30 000 Studenten, die für ihre Überzeugung auf die Straße gingen. Wer hätte das von einem Volk erwartet, das im Rufe steht, alle anderen Fragen den politischen vorzuziehen? Die Überraschung war so allgemein, daß manche Musterdemokraten, an Passivität außerhalb der Wahlstunden gewöhnt (oder durch sie verwöhnt!), sogar von einer Krise der Demokratie sprachen. Die Besorgnis wuchs, als die französischen Zustände sich verschlimmerten und die Bundesrepublik dadurch für die Stabilität des westlichen Bündnisses noch wichtiger wurde, als sie es schon ist. In Wahrheit konnte und kann von einer Krise der westlichen deutschen Demokratie keine Rede sein. Der Ausbruch politischer Erregung zeigte nicht ihre Schwäche, sondern ihre Stärke. Er bewies nichts gegen die Demokratie, sondern alles für sie, denn er spielte sich innerhalb, nicht außerhalb ihrer oder gegen ihre Prinzipien ab. Dadurch unterschied er sich von allen vergleichbaren Momenten in der Weimarer Zeit und bot das entgegengesetzte Bild zu dem, was in Frankreich geschah.

Freilich war die Situation nicht ohne Gefahren. Sie bedrohten jedoch nicht den Staat, sondern die beiden maßgebenden Parteien. Die Regierung konnte in ihrem wohlverstandenen Egoismus, die Volksbefragung zu verhindern, zu weit gehen und den Staatsapparat zu Zwecken einsetzen, die nicht im allgemeinen Interesse lagen. Die Opposition konnte in ihrer Absicht, die Regierungspartei ins Unrecht zu setzen, Geister sowohl von der kommunistischen wie von der nationalistisch-neutralistischen Seite rufen, die wieder loszuwerden, ihr schwer fallen mußte. Und in der Tat hat es derartige Nebenwirkungen auf beiden Seiten gegeben. Ohne sie zu unterschätzen, wird man jedoch sagen dürfen, daß sie nicht mehr waren als eben Symptome und Begleiterscheinungen. Sie stehen in keinem Verhältnis zu dem Gewinn, der aus den Ereignissen zu ziehen ist: Erstens hat die Bevölkerung in ihrer Gesamtheit eine demokratische Erfahrung gemacht, zweitens hat die Auseinandersetzung über die Grundlagen unserer Verfassung eine breite Schicht erreicht. Das scheint, zehn Jahre nach dem Verfassungskonvent von Herrenchiemsee, nützlich und erfreulich. Beides war bei den ersten Volksbefragungen von 1950 nicht eingetreten, weil damals Regierung und Opposition übereinstimmten und es für erlaubt hielten, die Bürger von Castrop-Rauxel und Breisach zu befragen, ob sie für die Beseitigung der politischen und wirtschaftlichen Grenzen innerhalb Europas und für den europäischen Bundesstaat seien.

Diesmal aber wurde der Wert und Unwert von Plebisziten diskutiert und zugleich gefragt, ob es zulässig sei, daß das Volk Ansichten äußere, die denen zuwiderlaufen, auf die sich der Gesetzgeber dank seiner Wahl beruft. Es ging also um die Gegenüberstellung des repräsentativen und des plebiszitären Elements in der Demokratie. Der Gegenstand ist so alt wie der Begriff Demokratie selber. Wer Demokratie sagt, muß sich für die Vorherrschaft der einen oder der anderen Komponente entscheiden, sie werden immer in Zwist miteinander leben und in ihren reinen Ausprägungen unvereinbar bleiben. Dies war offensichtlich weiten Kreisen der Diskutierenden und auch der erzieherisch bemühten Presse vor der Volksbefragungsdebatte nicht bewußt. Das allgemeine Gerede über Demokratie war unverbindlich, das Niveau sehr häufig ideologisch (Demokratie ist, wenn . . .). Die harte Debatte der letzten Wochen besserte auch das. Von Freiheit und Toleranz ist viel weniger die Rede als von den Interessen. Mähhch setzt sich die Erkenntnis durch, daß der Interessenkampf im Staate legitim ist, daß es gilt, ihn zu mäßigen, nicht aber ihn zu vertuschen und ihn unverbunden den „abendländischen Idealen“ gegenüberzustellen. Die Sachen, die sich hart im Raume stoßen, nicht die hohen Gedanken sind jetzt gemeint, wenn über die Verfassung debattiert wird.

Die entscheidende Frage lautete, ob die gewählte Regierung gegen die Volksmeinung recht haben kann. Mit anderen Worten: Wie weit regiert das Volk und von wo ab wird das Volk regiert? Die Antwort setzt voraus, daß man festlegt, was Volk heißen soll. Der Begriff schillert, denn Volk ist sowohl die Summe der Staatsangehörigen als auch eine wertmäßig bestimmte Größe, von der es heißt, daß sie auf das Wohl aller, auf das Gesamtinteresse gerichtet sei. Wenn die Staatsangehörigen wählen, fallen in der Wahl die beiden Volksbegriffe zusammen: Das von allen gewählte Parlament, aus dem die Regierung entsteht, soll den Volkswillen verwirklichen und das Gesamtinteresse fördern, zu diesem Zweck wird es von den Staatsangehörigen aufgestellt. Das Volk hat gesprochen. Es hat diejenigen bestimmt, die es regieren sollen.

Hier setzte der Streit ein. Hat es mit dieser Wahl auch bestimmt, *wie* die Regierer verfahren sollen? Oder hat es nur die Männer in Tätigkeit gesetzt, die nun den Staat nach ihrem besten Wissen und Gewissen so lenken, wie sie glauben, daß es im Gesamtinteresse liege? Angenommen, das Gewissen der Verantwortlichen funktioniere, lautet die Antwort dennoch verschieden. Wenn, wie die Theoretiker der plebiszitären Demokratie annehmen, der Volkswillen einheitlich ist und daher die Volksvertretung ständig versucht ist, sich von diesem gemeinsamen Grund abzuspalten, wird man die erste Frage bejahen. Wer aber die repräsentative Theorie zugrunde legt und annimmt, daß sich der Volkswille erst aus Kompromissen auf ein Gesamtinteresse zu bilde, bejaht in der Regel die zweite Frage. Was *richtig* ist, kann nur die jeweilige Verfassung lehren.

Das Bonner Grundgesetz ist eine Repräsentativverfassung, und das ist gut so. Darüber besteht kein Zweifel. Das bedeutet aber, daß die Souveränität des Volkes vom Parlament ausgeübt wird, das abwählbar ist. Für die Wahlperiode kann demnach das Volk keinen Willen in bezug auf die Souveränitätsrechte geltend machen, die das Parlament repräsentiert. So entscheidet das

Gesetz über Repräsentanten und Repräsentierte. Ein klarer Sachverhalt, der jedoch nicht besagt, daß es keine plebiszitären Komponenten, oder gar Volksströmungen, -meinungen, -empfindungen unter einer solchen Verfassung geben könne oder gar sie nicht geben dürfe. Das Gegenteil trifft zu. Unsere Demokratie braucht sie. Warum?

Die „Vereinigung von der Wissenschaft von der Politik“ hat mit gutem Gefühl für politische Tendenzen im vergangenen Herbst für die Frühjahrstagung die Frage nach den plebiszitären und repräsentativen Komponenten in der Demokratie zum Hauptthema bestimmt. Das Referat hielt Professor Ernst Fraenkel, Berlin; gedruckt wird es in der Mohr'schen Reihe „Recht und Staat“ (Tübingen 1958) erscheinen. Fraenkels provozierende und denkwürdige Analyse stellte, wie es sich in diesem Kreis verstand, das vorläufig letzte Wort der deutschen Staatswissenschaft zu der akuten Auseinandersetzung dar. Sie ging theoretisch, historisch und vergleichend vor und überraschte besonders durch die harte Kritik an der Weimarer Verfassung, die ja im Gegensatz zum Bonner Grundgesetz der plebiszitären Komponente breiten Spielraum einräumte. Fraenkel ging davon aus, daß in Deutschland die Volksvertreter traditionsgemäß als Zwischenträger zwischen Obrigkeit und Bevölkerung verstanden worden seien: „Der Ausdruck ‚Volksbote‘ ist kennzeichnend“, sagte er, „für die Position eines Parlamentariers, der zwar dem Volkswillen Ausdruck geben, jedoch am Staatswillen nicht entscheidend Anteil nehmen darf.“ Diese Auffassung wirke bis heute nach. Den Begründern der Weimarer Verfassung habe aus dieser Überlieferung heraus besonders daran gelegen, den Volkswillen zum Ausdruck zu bringen und die Gefahr des Parlamentsabsolutismus zu verringern: „Um dieser Gefahr zu begegnen, haben sie sich zur Volkswahl des Präsidenten, zur Gewährung eines fast uneingeschränkten präsidentialen Parlamentsauflösungsrechts, zu Volksentscheid und Volksbegehren, und zu der Befugnis des Präsidenten entschlossen, den Kanzler nach freiem Ermessen zu ernennen. Nur durch Verstärkung der plebiszitären Komponente des Regierungssystems glaubten sie, den Gefahren eines unechten Parlamentarismus entgehen und die Begründung einer ‚wahren Parlamentsregierung‘ ermöglichen zu können . . .“ Sie dachten nicht daran, daß ihre Kombination eines plebiszitär gewählten Präsidenten mit einem schwachen Parlament, dessen Aufgabe es sein sollte, das Volksempfinden zu reflektieren, Gefahr laufen könne, sich selbst ad absurdum zu führen. „Die Vorstellung, daß es keine einseitigen Abhängigkeiten im Spiel der politischen Kräfte gibt, daß vielmehr zwischen der *rechtlichen* Abhängigkeit der Regierung von dem Parlament und der politischen Abhängigkeit des Parlaments von der Regierung eine Reziprozität bestehen muß, wenn das parlamentarische Regierungssystem befriedigend arbeiten soll, war den Vätern der Weimarer Verfassung nicht geläufig.“

Fraenkel macht für diesen Irrtum insbesondere Hugo Preuss verantwortlich, dann aber die mangelnde Kenntnis ausländischer Verfassungswirklichkeit überhaupt und das obrigkeitliche Denken der Deutschen aller Klassen: „Indem Preuss Repräsentation des Volkes mit Reflexion der Volksstimmung identifizierte, sprach er dem Parlament das Recht ab, auch gegen das Volk recht zu haben. Im echten Parlamentarismus Preuss'scher Observanz ist der Parla-

mentarier nicht Volksrepräsentant, sondern Volksbote; hierdurch verlagert sich der Schwerpunkt der Repräsentation aber automatisch vom Reichstag auf den Reichspräsidenten. Im Denken der Väter der Weimarer Verfassung spukt noch die Vorstellung, daß das Haupt der Exekutive dazu berufen sei, das Volksganze zu symbolisieren und das Gesamtinteresse wahrzunehmen. Dank ihres Unverständnisses für die repräsentativen Aufgaben eines Parlaments schufen sie eine plebiszitär-autoritäre Verfassung. Ein Volk, das seinem Parlament nicht die Fähigkeit zur Repräsentation zutraut, leidet an einem demokratischen Minderwertigkeitskomplex. Die angeblich demokratischste Verfassung der Welt war das Produkt obrigkeitstaatlichen Denkens.“

Ernst Fraenkels Thesen machen eine ganze Serie unbeantworteter Probleme sichtbar. War es wirklich Preuss und nicht, wie wir annehmen, Max Weber, der für die überragende Stellung des Reichspräsidenten verantwortlich zeichnet? Wenigstens hat Weber selbst dessen Position als einen Erfolg *seines* verfassungsgebenden Wirkens verstanden. Wenn aber Max Weber der Verantwortliche war, wie verträgt sich dann seine Entscheidung mit seiner genauen Kenntnis des Widerspiels von Pöbelherrschaft und Demokratie? War am Ende die plebiszitäre Verfassung von Weimar Ausfluß der plebiszitär bürgerlichen Strömungen, die im Bismarckstaat nicht zur Verantwortung kamen und darum maßlos (im Alldeutschtum) oder resigniert (in „deutscher Innerlichkeit“) an der Politik vorbeilebten? Ist der Anfang von Weimar nicht eher das Ende von 1871 und der bürgerliche Pöbel der zwanziger Jahre, ist er nicht viel krasser, als wir bisher glaubten, der Fluch von Bismarcks böser innenpolitischer Tat?

Lauter Hypothesen, von denen freilich eine viel Wahrscheinlichkeit hat: In die Weimarer Verfassung gingen die Irrtümer des zweiten Reiches ein; die Irrtümer von Weimar zu vermeiden, erstrebte das Bonner Grundgesetz. Es läßt der plebiszitären Komponente fast keinen Platz. Und der geringe Raum, der vorgesehen ist, wird durch die Stabilität der parlamentarischen Mehrheitsverhältnisse, durch die Expansion der Bürokratie und die liebe Gewohnheit enger und enger. Wo die Hüter der Verfassung, wie im KPD-Prozeß, daran gehen, deren Text auszulegen, macht sich der Unterschied zwischen den Vorstellungen der Verfassungsschöpfer und den späteren Auffassungen geltend. Eine starke pro-repräsentative plebiszitäre Strömung wird von der Regierungspartei genützt und manipuliert. Umso unwilliger und schärfer äußert sich der Protest der Opposition.

Daraus die Konsequenzen zu ziehen, kann nur heißen, die politisch-soziologischen Hemmungen der Repräsentation zu überwinden trachten. Demokratie kann nicht bloß, wie in Weimar, in Schwäche zerfallen, sie kann auch an ihrer Starrheit, am Starrsinn, zerbrechen. „Von ausschlaggebender Bedeutung wird es sein, ob es gelingt, den Wähler nicht nur in seiner abstrakten Eigenschaft als Staatsbürger, sondern auch in seiner konkreten Eigenschaft als Mitglied seines Interessenverbandes davon zu überzeugen, daß seine Stimme gehört wird.“

Mit diesem abschließenden Hinweis auf die Parteien und Verbände trifft Fraenkel ins Schwarze unserer politischen Zukunft. Die häufigen Klagen über das Nichtfunktionieren der innerparteilichen Demokratie wie einige Auslußverfahren der letzten Zeit zeigen nur zu deutlich, daß die Parteien, aber

auch die pressure groups ihre Aufgabe, Bevölkerung und Staat zu verbinden, hinlänglich schlecht erfüllen. Andererseits blühen alle Arten unverbindlicher Diskussionsunternehmen, die keine direkte staatsbürgerliche Verantwortung abverlangen. Man denke an die Akademien, die wie Pilze aus dem Boden schießen, öffentliche Foren und ähnliches. Sie übernehmen eine Rolle, die eigentlich die Parteien spielen sollten. Es ist nun sehr bequem und auch zum Teil richtig, das darauf zurückzuführen, daß die Parteien verbürokratisiert sind; aber damit ist nicht alles gesagt. Sie erstarrten in den letzten Jahren zunehmend, weil ihre Mitgliederzahlen nicht groß genug waren, um von unten einen Druck auf die Parteispitzen auszuüben. Daß dieser Druck möglich ist und wirksam werden kann, wenn er entschlossen ausgeübt wird, zeigten leider nur die Parteien, die von ehemaligen Nazis unterwandert wurden; aber sie zeigten es. Die Parole müßte also sein: Demokraten unterwandert die demokratischen Parteien! Was der Aufforderung gleichkäme, den Nimbus zu verwerfen, der „die Partei“ vielfach umgibt.

Leider wird daraus nichts werden, solange staatsbürgerliche Betätigung zwar für eine Tugend, nicht aber für eine Pflicht gehalten wird. Eingefleischte Bequemlichkeiten verlieren sich nicht von heute auf morgen. Die Kampagne für und wider die Volksbefragung mag als eine Sache der Parteien helfen, sie weiter abzubauen. Zeit wär's! „Der Vereinzelte“, schrieb Friedrich Naumann schon 1904, „ist immer politisch unproduktiv, selbst wenn er die schönsten Gedanken hat, denn Politik ist eben gemeinsames, organisiertes Handeln. Schimpfe über die Partei, wenn es nötig ist, aber tritt bei! Das ist eine unendlich hausbackene Weisheit, so alltäglich, daß man sich scheut, sie in einem gebildeten Blatte zu schreiben. Das haben alle Vereinsagitatoren schon immer gesagt! Das war schon vor zwanzig Jahren so! Ja, das war schon vor viel längerer Zeit so, das war nämlich immer so: Alles Tun ist mühsam und einfach, aber ohne das Tun sind die Ideen Luft.“



Abstrakte Europäer betasten verwundert einen gewöhnlichen Europäer

Japans gebrechliches Wirtschaftswunder

Die aus den Maiwahlen hervorgegangene japanische Regierung steht vor schwierigen Aufgaben. Zwar haben die konservativen Liberaldemokraten das Rennen noch einmal gemacht, die Kommunisten einen von ihren zwei Parlamentssitzen verloren und die Sozialisten nur eine Sperrminorität für Verfassungsänderungen erreicht; aber die Gegensätze innerhalb des Regierungslagers sind stark, und die zu lösenden Fragen stammen aus der Tiefenstruktur des sozialen Aufbaues. Sie sind bevölkerungspolitischer und wirtschaftlicher Art.

Oberflächlich betrachtet, ging es den 92 Millionen Japanern schon lange nicht mehr so gut wie heute. Die Zeitungen sprechen von der größten Blütezeit seit dem legendären Kaiser Jimmu, der vor 2600 Jahren das Reich der aufgehenden Sonne einigte. Die Zahlen der stürmisch wachsenden Produktion und des sich ständig ausdehnenden Außenhandels sind tatsächlich imponierend. Das Bruttosozialprodukt stieg allein von 1951 bis 1956 von 60 auf über 100 Milliarden Mark. Die Produktion ist gegenüber der Vorkriegszeit um 156 Prozent gewachsen und steigt jährlich um weitere 20 Prozent.

Auf dem Sektor der industriellen Produktion ist der Fortschritt noch eindrucksvoller: Japan erzeugt heute viermal mehr Maschinen als vor zwanzig Jahren — und damals beklagte sich die Weltöffentlichkeit über „Japans Überproduktion“, die man als mitschuldig an der Weltwirtschaftskrise ansah. Die Erzeugung von Chemikalien und Stahl hat sich im gleichen Zeitraum verdreifacht. Auf dem Gebiet des Schiffbaus trat Japan 1956 an die erste Stelle in der Welt und verdrängte England auf den zweiten Platz. Über 300 Schiffe mit eineinhalb Millionen Bruttoregistertonnen wurden exportiert. Vom Ausland liegen Aufträge über weitere vier Millionen Tonnen vor, darunter mehrere Supertanker von 60 bis 100 000 Tonnen.

Das sind nur einige besonders markante Beispiele. Man könnte ebenso gut die Erzeugung von Fahrrädern anführen, die auf 1,4 Millionen im Jahr stieg, oder die Autoproduktion oder die Erzeugung von Kameras und Uhren. Auf allen Gebieten befindet sich japanische Industrie in einem stürmischen Aufschwung, der den drei Worten „Made in Japan“ eine ständig wachsende Weltgeltung verschafft. Das Erstaunliche hieran ist, daß Japan heute unter ungleich ungünstigeren Bedingungen als vor dem Kriege viel mehr produziert. Damals konnte es alle notwendigen Rohstoffe billig aus seinen Kolonien einführen, denen es andererseits die japanischen Fertigwaren teuer zurückverkaufte. Die Höhe der Preise wurde mit dem Bajonett festgesetzt. Ein Fünftel seines Handels ging allein in die beiden Kolonien Korea und Formosa, ein weiteres Fünftel in die eroberte Mandschurei und die besetzten Teile Chinas.

Aber heute gibt es kein japanisches Imperium mehr. Ein großer Teil der japanischen Industrie wurde im Kriege zerstört, andere Fabriken später de-

montiert. Viele Maschinen waren inzwischen hoffnungslos veraltet und mußten trotz anfänglichem Kapitalmangel ausgewechselt werden. Vor dem Kriege waren Textilien der wichtigste Exportartikel Japans. Heute haben die früheren Käufer, Indien und vor allem die Länder Südasiens, ihre eigenen Fabriken aufgebaut, und die japanische Textilausfuhr ist um die Hälfte zurückgegangen. Außerdem steht der japanische Exporteur heute in einem ungleich härteren Konkurrenzkampf mit seinem deutschen und englischen Kollegen als vor 1939. Viele Gebiete, wie zum Beispiel die Commonwealth-Länder, schützen sich durch hohe Zollmauern gegen japanische Einfuhren. In anderen Ländern, wie den Vereinigten Staaten, droht den japanischen Waren die Gefahr des Boykotts.

Trotzdem steigen die Ausfuhrziffern, trotzdem steigt das Devisenaufkommen, obwohl Japan für seine Industrie eigentlich gar keine Grundlage besitzt wie Deutschland etwa mit dem Ruhrgebiet. Seine geringen Kohlevorkommen sind minderwertig. Fast vier Millionen Tonnen müssen jährlich aus dem Ausland bezogen werden. Ähnlich steht es mit dem Erdöl. 90 Prozent seines Bedarfes muß Japan im Ausland kaufen. Dazu 40 Prozent des benötigten Holzes, 80 Prozent seines Stahls, 100 Prozent seines Bedarfes an Wolle, Baumwolle und Nickel.

Die Materialkosten sind daher für die japanische Industrie höher als in Europa. Nehmen wir noch einmal das Beispiel des Schiffbaus. Obwohl die Materialkosten der japanischen Werften um ein Viertel höher liegen als bei ihrer englischen Konkurrenz, können die Japaner ihre Schiffe um rund 15 Prozent billiger auf dem Weltmarkt anbieten als die Briten. Des Rätsels Lösung liegt natürlich auf dem Gebiet der Löhne. Die Belegschaft einer japanischen Werft kostet nur 38 Prozent der Löhne eines gleich großen englischen Betriebes!

Andererseits hält die Arbeitsleistung eines Japaners keinen Vergleich mit seinem europäischen Kollegen aus. Bezeichnend ist hierfür ein Witz, der in Japan immer wieder erzählt wird. Ein ausländischer Reporter fragte einmal einen japanischen Großindustriellen, wieviele Menschen bei ihm arbeiteten. Daraufhin der Industrielle wie aus der Pistole geschossen: „Nur fünfzehn Prozent!“ Sehr intensiv wird also nicht gearbeitet und auch nicht übertrieben rationell — aber dafür ausdauernd! Die japanischen Arbeiter leisten im Durchschnitt 52 Wochenstunden. Und wenn ein Auftrag dringend ist, arbeiten sie auch noch mehr, meistens ohne Überstundenlohn.

Es fehlt dem japanischen Arbeiter keineswegs an gutem Willen. Aber er bringt es nicht fertig, mehrere Dinge gleichzeitig anzupacken und seine Handlungen zu koordinieren. Wenn man zum Beispiel in einem Restaurant gleichzeitig vom Kellner die Speisekarte, ein Glas Bier und eine Serviette verlangte, brächte man den armen Menschen wahrscheinlich in beträchtliche Verlegenheit.

Laut offiziellen Statistiken gibt es in Japan nur etwa 600 000 Arbeitslose. Addiert man die Zahl der Viertel- oder Halbbeschäftigten dazu, so kann man jedoch fünf Millionen Menschen als arbeitslos ansehen. Es herrscht also ein Überangebot an Arbeitskräften und gleichzeitig ist das Lohnniveau, verglichen mit Europa, sehr niedrig. Japan kann heute seine Waren nicht mehr

so spottbillig verkaufen wie während der Dreißiger Jahre, als sich die ganze Welt über die „Dumping“-Methoden der japanischen Industrie erregte. Denn heute kämpfen seine Exporteure gegen den aus jenen Zeiten stammenden schlechten Ruf, daß „Made in Japan“ gleichbedeutend ist mit minderwertiger Ware. So werden beispielsweise jedes Jahr mehrere Zentner Zuchtperlen vom Staat aufgekauft und eingestampft, um nur gute Qualitäten auf den Markt zu bringen. Schadhafte Maschinen werden vom Exporteur wieder zurückgenommen und kostenlos gegen neue Maschinen umgetauscht. Und auch beim Porzellan bemühen sich die Japaner, das Beste zu leisten.

Dennoch stoßen die japanischen Produkte noch heute allenthalben auf Mißtrauen, selbst im eigenen Land. Obwohl die japanische Industrie deutsche Kameras, schweizer Uhren oder amerikanische Maschinen bis auf ein Hundertstel Millimeter exakt nachbaut, gilt auch beim japanischen Käufer das ausländische Original noch immer als besser.

Die meisten japanischen Waren sind bestechend billig. Ein gutes Fahrrad kostet umgerechnet nur zwanzig Mark; ein Paar Kunststoffschuhe gibt es schon ab fünf Mark, und eine vorzügliche Optik kann man um die Hälfte des deutschen Preises bekommen. Diesen günstigen Preisen und der unermüdlischen Energie der japanischen Exporteure ist es zu danken, daß Japans Außenhandel mit verblüffender Geschwindigkeit wächst. Von 1954 bis 1957 haben sich Japans Exporte verdoppelt (auf 2,5 Milliarden Dollars) und wachsen gegenwärtig um etwa vierzig Prozent pro Jahr. Japans Devisenreserven sind vom Nullpunkt im Jahre 1950 auf anderthalb Milliarden Dollars angestiegen.

Trotzdem hat Japans Handel keine gesunde Grundlage. Es lebt über seine Verhältnisse. Es kauft im Ausland wesentlich mehr, als es ausführen kann. Diese unangenehme Wahrheit wurde bisher durch die massiven amerikanischen „off-shore“-Aufträge verschleiert, die pro Jahr etwa 600 Millionen Dollars an Devisen einbrachten. Aber diese Summe wird sich in naher Zukunft erheblich verringern, wenn die letzten amerikanischen Truppen Japan verlassen haben. Die bisher hier stationierten 70 000 GIs waren Japans wichtigste Dollarquelle. Für private Zwecke, etwa für die Bezahlung von Hausangestellten, den Kauf von Souvenirs, für Ferienreisen oder für ihre japanischen Freundinnen gaben die Soldaten über eine Milliarde Mark pro Jahr aus. Weitere Beträge stammen aus der Reparatur von Fahrzeugen und Waffen, Bauaufträgen und zahlreichen anderen Dienstleistungen. So mischten sich in den nationalistischen Jubel weiter Kreise über den Abzug der Amerikaner einige bittere Tränen. Denn abgesehen von den nun entwindenden Dollars werden auch viele Japaner arbeitslos werden. Durch die Rückführung der 1. Kavalleriedivision verloren im vergangenen Herbst 66 000 Japaner ihre Stellung. Weitere Zehntausende werden folgen. Wie so oft in der Welt wird eine politische Prestigefrage mit wirtschaftlichen Nachteilen bezahlt.

Die zu erwartende Verschlechterung der Handelsbilanz bereitet der Regierung in Tokio erhebliche Kopfschmerzen. Denn wie in kaum einem anderen Land der Erde hängt Japans politische Stabilität vom Florieren seines Außenhandels ab. Noch stärker als beispielsweise für Deutschland gilt für das Land der aufgehenden Sonne der schicksalhafte Satz: „Exportier' oder stirb!“

Japans wichtigster Absatzmarkt bleibt nach wie vor Südostasien. Aber in diesen jungen Ländern entstehen allmählich eigene Industrien, die den Absatz der japanischen Güter schmälern. Die großen Handelshäuser in Osaka und Kobe, dem Wirtschaftszentrum Japans, blicken deswegen nach Lateinamerika und Afrika als neuen großen Märkten. Aber auch hier kann die japanische Exportoffensive nur sehr langsam Boden gewinnen — zu langsam für die Stabilität des Landes. Damit verstärkt sich stetig der politische Druck auf die Regierung, Rotchina anzuerkennen und in den China-Handel einzusteigen.

Vor dem Kriege war China der wichtigste Handelspartner Japans. Heute beträgt der Warenaustausch mit der Volksrepublik nicht einmal vier Prozent des gesamten Außenhandels. Und trotzdem träumen Japans Exporteure von dem riesigen warenhungrigen Markt Rot-Chinas. Peking könnte, zumindest theoretisch, alle Rohstoffe liefern, die Japan zum Leben braucht, und an japanischen Maschinen und anderen Fertigwaren dürfte in China großes Interesse bestehen. Die rauhe Wirklichkeit sieht anders aus. Vier Fünftel des Handels der Volksrepublik China sind an den Sowjetblock gebunden — und um das restliche Fünftel, etwa 400 Millionen Dollars pro Jahr, bemühen sich die Kaufleute der ganzen freien Welt.

Nobusuke Kishi, Japans neunter Premierminister seit dem Kriege, ist ein erfahrener Wirtschaftsexperte. In den Dreißiger Jahren führte er mit so viel Geschick und Tatkraft die Industrialisierung der Mandschurei durch, daß er 1941 von General Tojo zum Wirtschafts- und Handelsminister des japanischen Kriegskabinetts ernannt wurde. Als die Amerikaner in Tokio einrückten, wurde Kishi als Kriegsverbrecher sofort verhaftet. Drei Jahre lang blieb er in einer Zelle des Sugamo-Gefängnisses inhaftiert, obwohl keine Anklage gegen ihn erhoben wurde. Heute ist dieser äußerst wendige und gescheite Politiker eine der Schlüsselfiguren des fernöstlichen Geschehens. Der von ihm ausgearbeitete Wirtschaftsplan ist an und für sich keine neue Idee. Es ist eine Wiederbelebung des japanischen Vorkriegszieles der „Großen Ostasiatischen Wohlstandssphäre“, nur mit anderen Mitteln. Damals waren es Kanonen und Bajonette, heute sollen es Dollarkredite und Maschinen sein. Mit einer halben Milliarde amerikanischer Dollars soll Japan seine hochentwickelte Industrie als Arsenal zum Aufbau der unterentwickelten Länder Asiens einsetzen. Hiermit würden einerseits Japans wirtschaftliche Sorgen beseitigt, andererseits könnte der Lebensstandard der unterentwickelten Länder derart gehoben werden, daß sie gegenüber dem Kommunismus immun würden. Amerikanische Dollars und das technische Können der Japaner sollen also kombiniert werden, um die Stellung des Westens in diesem wichtigen Erdteil zu festigen.

Aber der Kishi-Plan hat leider zwei schwache Punkte. Washington war bisher nicht bereit, die vom kapitalarmen Japan benötigte halbe Milliarde Dollars zu geben. Die finanzielle Basis des Kishi-Plans hängt noch in der Luft. Zum anderen ist die Versicherung Kishis, daß sich Asien lieber von Asiaten helfen lasse als von den mächtigen Amerikanern, nicht sehr überzeugend. Denn in fast allen in Frage kommenden Ländern Südasiens stieß

das japanische Projekt bisher auf kühle Zurückhaltung oder Mißtrauen — in Indien, das seine Stellung durch Rotchina und Japan bedroht sieht, sogar auf unverhohlene Ablehnung.

Die Vereinigten Staaten befinden sich hierbei in einer schwierigen Situation. Japan ist ihr wichtigster Verbündeter im Fernen Osten. Die Haltung seiner 92 Millionen ist von ausschlaggebender Bedeutung für die weitere Entwicklung in Asien. Daß Japan geholfen werden muß, damit es ein zuverlässiger Verbündeter bleibt, wird von niemandem bestritten. Nur wie diese Hilfe beschaffen sein soll, ist vorerst unklar. Bisher geschah es in erster Linie durch wirtschaftliche und militärische Hilfeleistungen von seiten der „MSA“, des Amtes für Gemeinsame Sicherheit. Zweieinhalb Milliarden Dollars des amerikanischen Steuerzahlers wurden auf diese Weise seit Kriegsende in Japan investiert. Aber auf die Dauer geht es so nicht weiter. Die Bereitschaft des amerikanischen Kongresses, immer wieder neue Summen zu bewilligen, wird mit jedem Jahr geringer.

Eine andere Möglichkeit wäre, die amerikanischen Einfuhrschranken für billige japanische Waren zu beseitigen. Aber einer derartigen Maßnahme wird der Kongreß wohl auch nicht zustimmen können. Schon jetzt geht ein Viertel aller japanischen Exporte nach den Vereinigten Staaten, und eine zusätzliche Erhöhung dieser Quote würde die einheimische Industrie in offenen Aufruhr versetzen. Da eine Wiederbelebung des japanischen Chinahandels im Vorkriegsumfang für Washington wegen der damit zwangsläufig verbundenen politischen Rückwirkungen wenig wünschenswert ist, bleibt also nur die Unterstützung des japanischen Handels mit Südostasien. Das würde also für den Kishi-Plan sprechen. Aber sofort stellt sich hier für die amerikanische Regierung die Frage: wieviel Hilfe in dieser Richtung wäre genug — und wieviel wäre zuviel? Denn in den Ländern Südostasiens hat man bis heute noch nicht die japanische Besatzungszeit vergessen. Noch immer fürchtet man dort eine Wiederkehr des einstigen japanischen Imperialismus, dieses Mal getarnt durch den Vorwand wirtschaftlicher Hilfe. Wenn die Vereinigten Staaten also den Kishi-Plan zu energisch unterstützten, würden sie sich selber einen Bärenienst erweisen.

Kishis Plan hat andererseits eine wichtige innenpolitische Bedeutung. Er soll der japanischen Jugend eine neue große Aufgabe stellen: die überbevölkerte Heimat zu verlassen und als Wegbereiter des technischen Fortschritts und der Industrialisierung in die unterentwickelten Länder zu gehen, um dort als Ingenieure, Forscher oder technische Berater für Japan zu werben. Japan ist buchstäblich ein junges Land. Ein Drittel seiner Bevölkerung hat noch nicht das fünfzehnte Lebensjahr vollendet. Wenn nicht ein Teil dieser dreißig Millionen junger Menschen auswandern kann, liegt eine graue, trostlose Zukunft vor ihnen.

Japan ist nicht nur an Bodenschätzen ein armes Land, auch seine Erde ist karg. Nur 16 Prozent des japanischen Territoriums kommen für landwirtschaftliche Nutzung überhaupt in Frage. Der Rest ist unfruchtbar. Auf deutsche Verhältnisse übertragen hieße das, daß 92 Millionen Menschen von dem Ertrag der beiden Bundesländer Baden-Württemberg und Hessen leben müßten. Und mit jedem weiteren Jahr verschlechtert sich Japans Situation. Jedes

Jahr bringt ihm einen Bevölkerungszuwachs von einer Million Menschen, obwohl die Zahl der legal vorgenommenen Aborte bereits die Zahl der Geburten übersteigt.

Schon heute ist es für die jungen Japaner — gleichgültig ob Arbeiter, Angestellter oder Akademiker — sehr schwer, eine Stellung zu finden. Die meisten Männer können wegen ihres geringen Verdienstes vor dem dreißigsten Lebensjahr überhaupt nicht daran denken, eine Familie zu gründen. Und dann droht ihnen bereits mit fünfzig Jahren der Verlust ihrer Position an den nachdrängenden Nachwuchs. Selbst wenn Japan die gegenwärtige Wachstumsrate seiner Produktion beibehalten kann, wird es jedes Jahr nur 320 000 neue Arbeitsplätze geben, um die sich 400 000 junge Menschen bewerben werden. Der Wirtschaftsboom wird durch den Baby-Boom torpediert! Bis spätestens 1970 erwartet man, daß Japan einhundert Millionen Einwohner zählt und damit die äußerste Grenze seines Fassungsvermögens erreicht hat. Was dann?

DER MISSRATENE SOHN

Ich bin's, dein Sohn: ich bin nicht, Vater, tot.
Will nichts von dir, kein Geld, kein Butterbror.

Nur laß mich ein. Ich will auch kein Quartier;
ein Stündlein reden möcht ich gern mit dir.

Du bist noch rüstig; aus den Augen starrt
mir Kränk'. Warst stets gerecht und rein, doch hart.

Ich hätt von dir ein gutes Wort gebraucht;
bin nun mißraten, haltlos, müd, verbraucht.

Mein Ursprung, schweig nicht; sag, du kannst's verstehn,
es tut dir bitter leid. Dann will ich gehn

und hab dann einen Vater; wo ich wohn,
was aus mir wird, du hast dann einen Sohn.

Theodor Kramer

KIESELSTEINE

Spielt den Tanz
der sechs Perlen,
knüpft den Kreisel
und webt das Tuch.

Wenn Kinder schlafen,
wacht das Leben,
zirpen Zikaden,
in den Häusern am Meer.

An der Küste spielt
mit zwei Kieselsteinen
ein Weiser.

An der Küste spielt
mit zwei Kieselsteinen
ein Weiser.

Eilet und fangt sie,
sechs runde, glitzernde,
kleine Kugeln an immer
brüchiger Schnur.

Horst Bingel

Die Sozialistische Partei Frankreichs

I

Die freiheitliche Demokratie kann einen entwicklungsfähigen, selbstsicheren Sozialismus nicht entbehren. Auf diese Erkenntnis gründet sich das Interesse derjenigen unter den Demokraten, die keine Sozialisten sind, an der Zukunft des Sozialismus. Es ist begreiflich, daß die Aufmerksamkeit zunächst den diesseits des Eisernen Vorhangs beheimateten Parteien gilt. Doch sollte man auch die Aussichten in Betracht ziehen, die sich vielleicht einmal dem Sozialismus jenseits des Eisernen Vorhangs bieten werden.

Wenn nämlich die These zutrifft, die Milovan Djilas in „Die neue Klasse“ aufgestellt hat (und gegen ihre Richtigkeit scheint sich vorerst nichts Grundsätzliches anführen zu lassen), würde ein Abbau der kommunistischen Herrschaft in Ost- und Südosteuropa eine zunehmende Streuung der Verfügungsgewalt über das Eigentum voraussetzen, die mit einer fortschreitenden Übertragung der politischen Kontrollbefugnisse von der kommunistischen Partei auf das gesamte Staatsvolk Hand in Hand ginge. Es ist wohl ausgeschlossen, daß daraufhin eine Restauration privatkapitalistischer Eigentumsformen und der mit ihnen verbundenen Struktur von Gesellschaft und Staat erfolgen könnte. Dort würde eine neue Ordnung entstehen, zu deren Errichtung der Sozialismus einen gewichtigen Beitrag zu leisten hätte.

Abgesehen von solchen Überlegungen mahnen bedeutsame Vorgänge, Lage und Aussichten des Sozialismus zu überprüfen. Zum Beispiel ist innerhalb der Zweiten Internationale eine Entfremdung zwischen den Delegierten des Abendlandes und den Repräsentanten der in der Industrialisierung begriffenen Staaten Asiens und Afrikas eingetreten. Diese Entfremdung läßt Zweifel daran aufkommen, ob das überlieferte Menschenbild des Sozialismus, das dem Ursprung nach abendländisch ist, in den anderen Weltteilen Anerkennung finden wird. Die Sozialisten sind wegen der Geschlossenheit ihrer Bewegung besorgt. Das Abendland in seiner Gesamtheit befürchtet, daß der universalistische Anspruch seines Denkens zurückgewiesen werde und die Menschheit sich im Bereich des Geistes, obgleich Wissenschaft und Technik auf Einheit drängen, in Widersprüche verstricke, die machtpolitische Gegensätze heraufbeschwören müßten.

Problematisch ist auch das Verhältnis des Sozialismus zu den sozialen Schichten geworden, als deren Anwalt er sich gibt, indem er auf hundert Jahre unumstritten nützlicher Dienste pocht. Der Zickzakkurs der Entstalinisierung, der Einsatz sowjetischer Panzer gegen Aufständische in Ungarn, die Änderungen, die Belgrad, Warschau, Peking und Moskau selbst am Dogma vornehmen, stiften Verwirrung in Westeuropa unter den Kommunisten. Weshalb haben die sozialistischen Parteien keinen Nutzen davon?

Diese und ähnliche Fragen stellen sich bei der Betrachtung der Sozialistischen Partei Frankreichs (SFIO) ein. Sie sind um so mehr berechtigt, als die SFIO seit Kriegsende fast ununterbrochen und besonders seit den Parlamentswahlen

vom 2. Januar 1956 die Möglichkeit gehabt hat, in Politik und Gesetzgebung auf die zu treffenden Entscheidungen Einfluß zu nehmen.

Daß die SFIO in Nordafrika die Anwendung von Militärgewalt billigt, verschärft die Gegensätze, die zwischen den Westmächten und den nicht-kommunistischen Staaten Asiens und Afrikas sowohl innerhalb der Zweiten Internationale als auch auf weltpolitischer Ebene bestehen. Die Krise, welche die Kommunistische Partei Frankreichs in den Jahren nach Stalins Tod durchgestanden hat, ist vorüber gegangen, ohne der SFIO neue Anhänger zuzuführen. Die Partei bleibt, was sie ist, seit die Hochkonjunktur der ersten Nachkriegsjahre abgeebbt ist, nämlich der Ort, an dem eine Minderheit wirtschaftlich Schwacher einer wohl situierten Mehrheit begegnet, die sich aus Vertretern der mittelständischen Interessen und aus Beamten zusammensetzt, von denen ein Teil hiermit seine umsichtig fortschrittliche Gesinnung bekundet und der Rest von der Ämterpatronage profitieren will.

Aus dem Durchschnittsalter der Parteimitglieder (70 % sind über vierzig Jahre alt) kann man mit André Philip folgern, daß die Politik der SFIO die Ansichten erfahrener, charakterlich reifer Menschen widerspiegelt. Daraus kann man aber auch schließen, daß die jüngeren Jahrgänge keine übermächtige Neigung verspüren, der Partei beizutreten und sich in dem von ihr bestimmten Rahmen zu betätigen.

In den vergangenen Monaten hat die SFIO offenkundig in Parlament und Regierung an Gewicht verloren. In der Parteiführung werden Fraktionskämpfe ausgefochten, die über Frankreichs Grenzen hinaus Beachtung finden. Wenn sie auch vorerst nicht als die Vorboten einer Spaltung aufzufassen sind, beeinträchtigen sie die Chancen der SFIO, an der Lösung der offenen Probleme in einer Weise mitzuwirken, die zur Festigung und Erweiterung der Freiheit in Frankreich und in der Welt beitrüge.

II

Innerhalb der SFIO vollzieht sich ein Wandel: der Parteiapparat wird immer stärker, der einzelne Politiker verliert immer mehr von seiner Unabhängigkeit.

An sich liegt der Wandel im Zuge der Zeit. Er ist bei den meisten demokratischen Parteien Westeuropas festzustellen und hat wohl die Soziologen und Staatsrechtler aller westeuropäischen Länder beschäftigt. Auf Parteidisziplin hatte die SFIO übrigens, die hierin von der parlamentarischen Überlieferung Frankreichs abwich, von jeher größeren Wert gelegt als die liberalen oder konservativen Organisationen.

Trotzdem hat die Stärkung des Parteiapparates Widerstände auf den Plan gerufen, die seit vergangenem Jahr den Charakter von Fraktionskämpfen angenommen haben. Diese Zuspitzung ist gewiß zum Teil auf die Methoden und die Ansichten des Mannes zurückzuführen, der, indem er die Partei dem Apparat unterordnet, sich zugleich die Partei unterwirft. Im wesentlichen jedoch ist sie nicht die Folge eines Wettbewerbs zwischen mehreren um die Macht ringenden Persönlichkeiten. Weder André Philip noch Gaston Defferre, die geistigen und politischen Häupter der Opposition, haben es darauf abgesehen, Guy Mollet als Generalsekretär abzulösen. Sie bekämpfen ihn mit Leidenschaft, weil der Generalsekretär mit den politischen Entscheidungen, die

er im Namen der Partei trifft, den einzelnen Parteimitgliedern Gewissensentscheidungen aufzwingt. Um der Freiheit des Gewissens willen lehnt sich die Opposition auf.

Mollet hat auf Grund seiner Auffassung der parlamentarischen Demokratie den Parteiapparat gestärkt. Er bewundert das britische System, das bekanntlich eine straffe Führung beider Mannschaften erfordert, und möchte seiner Übernahme durch das französische Parlament die Wege ebnen. Im übrigen ist der Generalsekretär der Konservativen, Roger Duchet, von den Vorzügen des britischen Systems ebenso überzeugt. Darüber haben beide Politiker sich miteinander ausgesprochen.

Wenn im Parlament die Zweckmäßigkeit weiterer Gewaltanwendung in Algerien oder die Einführung von die persönliche Freiheit einschränkenden Ausnahmegesetzen in Frankreich selbst gebilligt werden soll, ist es in der Tat kaum zu vermeiden, daß einzelne Abgeordnete in einen Konflikt geraten: während der Beschluß der Partei ihnen vorschreibt, dafür zu stimmen, gebietet ihnen die eigene Ethik, sich dagegen auszusprechen.

Mollet wird vorgeworfen, in solchen Grenzsituationen vom einzelnen Abgeordneten Kadavergehorsam zu fordern. Er hat immer wieder die Partei veranlaßt, gegen die Abgeordneten, die der Disziplin zuwider gehandelt hatten, schwere Strafen zu verhängen, und den Betroffenen dadurch beträchtlichen finanziellen und politischen Schaden zugefügt.

Die Gegensätze, die hier zutage treten, haben in unterschiedlichen rechtlichen und moralischen Auffassungen über die Stellung des einzelnen Abgeordneten ihre Wurzel. Sie werden dadurch verschärft, daß die bindenden Beschlüsse der Partei nicht das Ergebnis einer freien Willensbildung auf der Ebene der für die Entscheidung zuständigen Parteigremien sind, sondern vom Generalsekretär — wie seine Gegner glaubhaft gemacht haben — diktiert werden. Darum haben sich die Konfliktsituationen, die führende Persönlichkeiten zur Verletzung der Parteidisziplin bewogen hatten, zu vorerst unfruchtbaren und aussichtslosen, aber erbitterten Fraktionskämpfen verdichtet.

Mollet beherrscht den Parteiapparat und dadurch die Partei: er hat die wichtigeren Ämter mit Männern besetzt, die ihm verpflichtet sind; mit der gleichen Methode hat er sich eine nicht zu erschütternde Mehrheit im „Conseil National“ verschafft, der über den politischen Kurs, die Verwaltung und die personellen Fragen in letzter Instanz entscheidet.

Mollets persönliche Integrität wird von seinen Gegnern nicht angezweifelt. Im Mittelpunkt der Debatte steht die in parteisoziologischer Hinsicht sehr interessante Entwicklung, die einen Parteiführer von zweifelsohne freiheitlicher Gesinnung dazu bringt, sich innerhalb der Partei mit geradezu totalitären Methoden durchzusetzen. Philip, Defferre, Daniel Mayer, Depreux werfen Mollet vor, sie mit einer undemokratischen Technik der Machtausübung auszuschalten. Der Generalsekretär kann freilich nicht verhindern, daß sie im Parlament, in der nicht parteigebundenen Presse, in Büchern und Vorträgen ihre Auffassungen vertreten und ihn bekämpfen. Aber er hat erreicht (und darauf kommt es ihm an), daß sie vorerst weder auf die Politik der Partei einen unmittelbaren Einfluß ausüben noch seine persönliche Stellung an der Spitze der Partei gefährden.

III

Die eigentliche Bedeutung der vom Generalsekretär angewandten Technik der Machtausübung ist erst dann zu erfassen, wenn man sie zu dem am heftigsten umstrittenen Punkt seines politischen Programms, der sogenannten Befriedung Algeriens, in Beziehung setzt. Um diesen Punkt hat sich die Opposition neu formiert: solange Mollets Europakonzeption im Kreuzfeuer gestanden hatte, waren Daniel Mayer gegen, aber André Philip für ihn gewesen.

Schon vor 1956 als Parteiführer, vor allem jedoch als Ministerpräsident hatte Mollet in Ermangelung des Zweiparteiensystems eine Zusammenarbeit aller demokratischen Parteien befürwortet. Für eine solche Zusammenarbeit hatte er sich dem Parlament zur Verfügung stellen können. Da er die Sozialistische Partei uneingeschränkt vertrat, war er in der Lage gewesen, nach eigenem Ermessen mit den anderen Parteien die Kompromisse auszuhandeln, die er im nationalen Interesse für zweckmäßig hielt.

Mollet wurde durch seinen Aufstieg zur Macht vor die Frage gestellt, inwiefern das überlieferte Programm der Sozialistischen Partei mit dem nationalen Interesse Frankreichs im Einklang stehe. Diese Frage aber, die in der Demokratie an jeden erfolgreichen Politiker, welcher Partei auch immer, herangetragen wird, wenn er die Verantwortung für den Staat übernimmt, setzt Klarheit über das voraus, was mit dem Prädikat des national Wertvollen auszuzeichnen sei.

Mollets Ausführungen während der ersten Monate, die er als Ministerpräsident verbrachte, die Maßnahmen, die er im Verlauf dieser Monate traf, verrieten eine beträchtliche Verschwommenheit in seiner Vorstellung vom nationalen Interesse. Zunächst schickte er Catroux als Vermittler nach Algier, hatte ihn aber schon abgesetzt, bevor er in Algier eingetroffen war.

Vielleicht folgte Mollet der Fata morgana einer mit sich selbst einigen Nation, deren Geschicke er in überparteilichem Geiste gelenkt hätte. Die Rechte entschädigte ihn dafür, daß er ihr die heikle Aufgabe abnahm, den Kolonialkrieg vor der öffentlichen Meinung zu verantworten: sie duldete seine Sozial- und Wirtschaftspolitik, deren Schiffbruch jeder Laie voraussah. Nach der Katastrophe blieb ihr nichts anderes übrig, als ihn zu stürzen.

Problematisch ist nicht das parlamentarische Schicksal der Regierung Mollet, sondern die staatspolitische Auffassung, zu der er sich als sozialistischer Ministerpräsident schließlich bekannt und an der er seither festgehalten hat. Denn diese Auffassung ist die des Machtstaates, wie sie im Abendland seit Beginn der Neuzeit entwickelt worden ist. Darum hat sich Mollet auf einen Krieg gegen Ägypten eingelassen, darum hat er am Rednerpult der Nationalversammlung die Vereinten Nationen — deren Charta den Verzicht auf militärische Gewalt enthält — verhöhnt. Darum hat ihm die öffentliche Meinung begeistert zugestimmt, die Ermahnung Bossuets, des Hofpredigers Ludwigs XIV., wieder einmal vergessend: „In die größte Unordnung gerät das Denken, wenn man an die Dinge glaubt, weil man will, daß sie da wären, und nicht, weil man festgestellt hat, daß sie da sind.“

In der SFIO stehen sich heute zwei gegensätzliche staatspolitische Auffassungen gegenüber. Entschiedener noch als durch Guy Mollet, wenn auch mit

wenigen Vorbehalten von ihm gutgeheißen, wird die Idee des Machtstaates durch den Algerienminister Robert Lacoste und den Saharaminister Max Lejeune vertreten: beide wirken an der Durchführung des Planes mit, der Frankreich binnen vier Jahren ein gewaltiges Energiepotential erschließen und ihm dadurch mit dem ersten Platz in Westeuropa die unumstrittene Herrschaft über seine afrikanischen Kolonialgebiete sichern soll. Dieses Ziel wird von ihnen für so hoch und erstrebenswert gehalten, daß sie sich nicht gegen die Mittel auflehnen, die zu seiner Erreichung in Algerien angewandt werden. Was sich da abzeichnet, ist ein sozialistischer Aktivismus im nationalen Rahmen. Wann er das Beiwort sozialistisch abstreifen wird, bleibt abzuwarten.

Zwischen Gaston Defferre, der als Kolonialminister (unter Guy Mollet, gegen den er damals schon opponierte) die Voraussetzungen zur politischen Selbständigkeit des Schwarzen Erdteils schuf, und André Philip sind gewisse Unterschiede vorhanden. Doch sind beide der Auffassung, daß der französische Staat in Algerien zwischen den Interessen der Europäer und denen der Eingeborenen einen Kompromiß hätte suchen sollen. Ihre Haltung ist liberal. Sie versuchen, sich vom Machtstaat zu distanzieren. Ist der Versuch anachronistisch, neu, utopisch? Wird ihm Erfolg beschieden sein? Nur eins läßt sich heute mit Gewißheit sagen: der Algerienkrieg verändert nicht weniger als seinerzeit die Dreyfus-Affäre das Gesicht Frankreichs und damit auch der Partei von Jean Jaurès.

Nachtrag

Ich habe Anfang Januar diesen Artikel geschrieben und der Redaktion der Deutschen Rundschau eingesandt. Drei Wochen später wurde André Philip aus der Partei ausgeschlossen. Dann legte Daniel Mayer sein Mandat als Abgeordneter nieder. Das seither nicht abgeänderte Manuskript möchte ich heute (3. Juni) bei der Korrektur mit folgenden Bemerkungen ergänzen:

- 1) Ich bin nach wie vor von der persönlichen Integrität Mollets überzeugt.
- 2) Bei den Verhandlungen, die der Bildung der Regierung durch General de Gaulle die Wege ebneten, hat Mollet in gewohnter Manier die Partei vor vollendete Tatsachen gestellt.
- 3) Nach meiner Auffassung tragen Mollet und seine Gefolgsmänner in der SFIO ein gerüttelt Maß an Schuld dafür, daß der faschistische Putsch in Algerien möglich gewesen ist. Um wieder mit Djilas zu reden: „Das Wesentliche in jeder Politik sind in erster Linie die Mittel, da man annehmen kann, daß alle Ziele als gut erscheinen: selbst der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert.“

Quantität und Qualität

*Ich sehe nichts von diesen Wasserlügen.
Nur Menschaugen lassen sich betrügen
und mich ergetzt der wunderliche Fall.
Sie stürzen fort in ganzen hellen Haufen;*

*Die Narren wännen zu ersaufen,
Indem sie frei auf festem Lande schnaufen
und lächerlich mit Schwimmgebärden laufen.
Nun ist Verwirrung überall.*

Wenn gerissene Marktschreier, mächtige Demagogen oder Fachgelehrte von Ruf auf ihrem Spezialgebiet Thesen aufstellen und verteidigen, finden sie erfahrungsgemäß selbst dann in größeren, unter ihrem Einfluß stehenden Kreisen Beifall, wenn ihre Aussagen ganz einfach unsinnig sind. Was Marktschreier in dieser Hinsicht leisten können, hat Schopenhauer in seiner Vorrede zur ersten Auflage seiner Preisschriften über „Die beiden Grundprobleme der Ethik“ Gracian nacherzählt, und er erwähnt an dieser Stelle auch einige unbegreifliche Irrtümer und Verstöße gegen die Denkgesetze, die Hegel in seinen Schriften unterlaufen waren. Einer dieser Fälle sei im folgenden zitiert, weil er beispielhaft dafür ist, daß auch barer Unsinn Aufnahmefähigkeit und Glauben findet, wenn er nur von einer hinreichenden Autorität umständlich wissenschaftlich verbrämt dargeboten wird:

„Ein Beispiel vom existierenden Spezifizieren der Schwere ist die Erscheinung, daß ein auf seinem Unterstützungspunkte gleichgewichtig schwebender Eisenstab, wie er magnetisiert wird, sein Gleichgewicht verliert und sich an dem einen Pole jetzt schwerer zeigt als an dem anderen. Hier wird der eine Teil so infiziert, daß er, ohne sein Volumen zu ändern, schwerer wird; die Materie, deren Masse nicht vermehrt worden, ist somit spezifisch schwerer geworden.“ — Hier macht also der summus philosophus der Dänischen Akademie folgenden Schluß: „Wenn ein in seinem Schwerpunkt unterstützter Stab nachmals auf einer Seite schwerer wird, so senkt er sich nach dieser Seite: nun aber senkt ein Eisenstab, nachdem er magnetisiert worden, sich nach einer Seite: also ist er daselbst schwerer geworden.“ Ein würdiges Analogon zu dem Schluß: „Alle Gänse haben zwei Beine, Du hast zwei Beine, also bist Du eine Gans.“ Denn in kategorische Form gebracht, lautet der Hegelsche Syllogismus: „Alles was auf einer Seite schwerer wird, senkt sich nach der Seite: dieser magnetisierte Stab senkt sich nach einer Seite: also ist er daselbst schwerer geworden.“ Im Ernst aber ist es die angeborene Logik, welche jedem gesunden und geraden Verstande dergleichen Schlüsse unmöglich macht, und deren Abwesenheit das Wort Unverstand bezeichnet.“

In dieselbe Kategorie gehört seiner Quantität nach nun auch eines der drei Gesetze der „Dialektik“: das vom Übergang von der Quantität zur Qualität und umgekehrt. Zwar begegnet man gelegentlich Erläuterungen, deren Gewundenheit und innere Fehlerhaftigkeit seine totale Unsinnigkeit höchstens einem autoritätsgläubigen und mit den Grundprinzipien des logischen Denkens nicht vertrauten Hörer verbergen kann, aber die Beobachtung Schopenhauers, daß ein Gallimathias, wenn er sich nur wissenschaftlich gibt, seinen

Eindruck auf das einfache Gemüt kaum je verfehle, bestätigt sich immer wieder. So waren vor kurzem in einer offiziellen Zeitung (Bulletin des Presse- und Inf. Amtes Nr. 45 (1956), S. 405) folgende Erläuterungen zu lesen:

„Dieses Gesetz wird durch verschiedene, mehr oder weniger glücklich gewählte Beispiele erläutert. Das klassische Beispiel ist schon seit Engels der Prozeß der Erhitzung des Wassers: bis zu hundert Grad hat man es dabei mit einer ständigen, rein quantitativen Zunahme der Wärme zu tun; wird die Erhitzung jedoch über diese Grenze hinaus fortgesetzt, so erfolgt eine plötzliche qualitative Veränderung: das Wasser verwandelt sich in Dampf.

Oder ein besseres Beispiel: Wenn wir Wasser teilen, so haben wir es bis zu einer gewissen Grenze bloß mit einer rein quantitativen, mengenmäßigen Verringerung zu tun. Wird diese Grenze aber überschritten, was der Fall ist, wenn das Molekül in seine Bestandteile aufgelöst wird, so geht die quantitative Veränderung in eine qualitative, wesentliche über, man erhält zwei Atome Wasserstoff und ein Atom Sauerstoff, in diesem Falle also tatsächlich zwei vom Wasser wesentlich verschiedene Substanzen.“

Dazu ist zunächst zu sagen: beide Beispiele gehören in die Gebiete der Chemie, der Lehre von den Stoffen und Stoffänderungen, und der Physik, der Lehre von den Zuständen und Zustandsänderungen. Unter Quantität wird Größe und Menge eines Stoffes, unter Qualität seine Eigenschaft und Beschaffenheit verstanden.

Im Beispiel ist die Rede von Wasser, dessen Wesen und stoffliche Qualität durch seine molekulare Zusammensetzung aus Atomen des Wasserstoffs und des Sauerstoffs eindeutig bestimmt ist. Als Einheit für die Quantität mag 1 Kilogramm gleich 1 Liter angenommen sein.

Es ist nun ganz einfach evident und entspricht der Erfahrung, daß Wasser in beliebigen Mengen zusammenfließen kann und trotzdem Wasser bleibt; so fließt es jahraus jahrein die Flüsse hinab ins Meer in Mengen von vielen Milliarden Kubikmetern und bleibt doch Wasser (H_2O), niemals wird es — erfahrungsgemäß — etwa Wein, Eisen, Kieselsäure oder sonst etwas.

Selbst wenn man seinen Wärmehalt ändert, so kann es zwar in andere Aggregatzustände (Eis, Dampf) übergehen, aber es bleibt trotzdem Wasser (H_2O), und wird dieses 1 kg H_2O durch Auftauen oder Kondensation wieder verflüssigt, so erhält man ebendasselbe 1 kg H_2O wieder neben der zur Zustandsänderung aufgewendeten Energie zurück. Aber — und das ist hier von Belang — die Zuführung oder der Entzug von Wärme zum oder aus dem Wasser ist in der Tat gar keine bloße quantitative Veränderung mehr, sondern bereits etwas ganz anderes: unmerklich ist der bloßen Qualitäts- und Mengenbeziehung zwischen H_2O und n kg desselben Stoffes etwas Drittes — nämlich Wärme — hinzugefügt worden. Damit liegt aber bereits eine unzulässige Veränderung der Begriffsinhalte vor. Die Quantität des Wassers braucht bei diesem Vorgang überhaupt keine Veränderung zu erfahren, denn das Gefrieren oder Verdampfen hat mit der Menge an sich gar nichts zu tun; ein *circulus vitiosus*!

Nicht anders im Grunde liegen die Dinge bei dem sogenannten besseren Beispiel. Wenn wir Wasser — mengenmäßig — teilen bleibt Wasser immer und

ewig Wasser (H_2O). Der derzeitige Stand der experimentellen Physik erlaubt zwar nicht, Wasser mechanisch bis in einzelne Moleküle zu zerteilen, aber man kann aus dem Verhalten eines Mols mit Sicherheit folgern, daß sich jedes Molekül gleich verhalten wird. Der anschließend erwähnte chemische Zersetzungsprozeß, dessen Durchführung wiederum eine Energiezuführung — also etwas, was mit einer quantitativen Veränderung der Wassermenge garnichts zu tun hat — erfordert, verändert zwar tatsächlich die Stoffqualität, nur geschieht das wiederum nicht durch Veränderung der Quantität des Wassers, sondern durch die Hinzufügung von elektrischer Energie. Mit Hilfe einer Sinnänderung des Tätigkeitswortes „zerteilen“ und seine Ersetzung durch das keinesfalls synonyme „zersetzen“ tritt eine quaternio terminorum in Erscheinung.

Es sind also ausschließlich Denkfehler, mit denen die These gestützt oder plausibel gemacht werden soll. So kann man sich die Sache viel leichter machen:

- selbst wenn 1000 Studenten sich versammeln, werden sie keine Professoren, es bleibt vielmehr eine Studentenversammlung;
- beliebig viele hunderttausend Tonnen Steinkohle zusammengekarrt werden trotzdem nicht zu Koks;
- und selbst die ganze Apfelernte Westdeutschlands auf einem Erzeugergroßmarkt zusammengefahren würde nicht zu Ananas werden.

Und nirgends gibt es einen „Sprung“. Das ist nicht einmal beim „Verdampfen“ des Wassers bei 100° der Fall, denn Wasser verdampft auch bei 0° und darunter, und aus noch so vielen Rubeln werden bei irgendeiner Haufengröße niemals sprunghaft etwa Dollars.

Die hier behandelte These vom Übergang der Quantität in die Qualität stammt in ihrer beinahe rührenden Primitivität aus der Zeit um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, und sie ist nicht die einzige davon, die alle Merkmale der Flüchtigkeit, des Nichtdurch- und Zuendedenkens deutlich trägt. Damals hat Schopenhauer bereits an ähnlichen fundamentalen Irrtümern Kritik geübt, und nachmals — um 1908 — ist besonders der russische Physiker Chwolson mit scharfer Kritik und bitterer Klage über grob fehlerhafte Auslassungen von Hegel und Haeckel hervorgetreten. Stammte die These von Friederike Kempner und nicht von einem der Säulenheiligen des Marxismus etc., wäre sie längst dem verdienten Gelächter anheimgefallen, aber nachdem kürzlich in der „Prawda“ zu lesen war, daß inzwischen auch Lyssenko „beurlaubt“ ist, erscheint es immerhin möglich, daß selbst im Sowjetbereich irgendwann wieder einmal das Urteil kompetenter Denker zu Einfluß gelangt.

Vom Standort des Theaters in der Menschheitskrise

Ansprache zum Volksbühnentag in Mannheim 1958

Der Verband der deutschen Volksbühnen-Vereine hat hier in diesen Tagen „Probleme des Theaters von heute“ erörtert. Nun, meine Damen und Herren, meinen nicht auch Sie, es sei vertane Zeit gewesen, hätte nicht den Gesprächen darüber eine gemeinsame Voraussetzung zugrunde gelegen? Das ist nun in der Tat die bei aller Rede von einer „Krise des Theaters“ als krisenfest erwiesene Überzeugung gewesen, daß auch nach dem Heraufkommen ganz neuer Medien der Formung von Mensch und Volk wie Film, Funk und Fernsehen das Theater noch immer seinen Standort im Gefüge der Kultur besitzt.

Und da wird gerade hier in Mannheim die Erinnerung lebendig, daß in dieser Stadt einer großen Theatertradition der junge Schiller einmal auf die Frage „Was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken?“ die unüberholbare Antwort gegeben hat: „Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet“ hat „Menschen- und Volksbildung“ zu „wirken“.

So hat denn schon vor nun bald 175 Jahren von hier aus der eindringlichste Ethiker unter den Dramatikern deutscher Zunge das *Gewissen der Bühne* angerufen, sich als Ort der Vorformung des Menschenbildes und der Volkwerdung zu fühlen, als Ort der Wirkung in die Zeit im Vorgriff auf eine Zukunft, in der der Mensch sich selbst gefunden hat und Masse Volk geworden ist.

Spiel auf der Bühne war seinem sittlichen Ernst somit ein Wesentlicheres als ein Mittel unter Mitteln der Entspannung in einem gehobenen Amüsierlokal, gerade gut genug, als fade Kurzweil oder, wenn's hoch kommt, als eine noble uns die Langeweile zu vertreiben. Gewiß, auch ihm war die Bühne eine Stätte für die Muße, aber doch nur als Heimstatt einer schöpferischen Muße, kein müßiges Füllsel der Leere derer, die mit ihrer Freizeit nichts anzufangen wissen. Schöpferisch, weil es ihm galt, von der Bühne her die Gegenwart aus ihrer Unzulänglichkeit auf eine dem — Goethe nennt es — „reinen Menschensinn“ würdigere Ebene zu heben und so die Zeit voranzutreiben in ein Zeitalter, in dem die Menschen endlich wirklich Menschen sind.

Für Schiller lag also das Theater nicht außerhalb des Zeitgeschehens im unverbindlichen Privaten unserer Existenz. Spiel war ihm nicht Flucht aus der Wirklichkeit ins Reich der Träume, die zu nichts verpflichten. Es ging ihm um die Bühne als „die Bretter, die die Welt bedeuten“. Sie war ihm ein Politikon und war ihm das um des Humanum willen — ein zum „Bürger derer, welche kommen werden“, *erziehendes Theater*. Am Ende jenes Vortrags vor der „Kurpfälzischen deutschen Gesellschaft“ steht darum der gemeißelte Satz, die Bühne habe „nur *einer* Empfindung Raum“ zu geben, der, was es heißt, „ein Mensch zu sein“. Mit unseren Worten: sie habe vor den Menschen sein Leitbild hinzustellen, auf das zu wir unseren Weg in die Zukunft gehen sollten.

Aber das ist nun die Frage, ob dieses Ziel nicht für uns mit einer Verhangenheit belastet ist, die den Tagen Schillers noch fremd sein mußte. Denn damals war der Glaube an die Zukunft noch ungebrochen. Was hieß da schon „der jüngste Tag“! Der lag doch beruhigend noch in unvorstellbar weiter Ferne, während heute das Gespenst der Selbstvernichtung der gesamten Menschheit umgeht, von der man wie in Kleists Guiskard von der Pest sagen möchte: „Mit weit ausgreifenden Entsetzensschritten / Geht sie durch die erschrocknen Scharen hin“. Heute kann das Ende der Geschichte morgen sein. Uns heute ist die Frage nicht mehr so selbstverständlich beantwortbar, ob es denn überhaupt noch eine Zukunft geben werde, in die hinein der Mensch auch vom Theater her erzogen werden könne. Wenn also schon „Theaterkrise“, dann nicht wie eine Sonderkrise des Theaters, dann spiegelt sich in ihr die allgemeine Menschheitskrise.

So wäre denn Schillers Sicht der Bühne überlebt? Oder, mit dem Vermächtnis Einsteins zu sprechen, „liegt vor uns die Gefahr eines weltweiten Todes“ nicht umgekehrt gerade deshalb, weil wir an der Botschaft vom Humanum vorbeileben und uns so mehr und mehr von dem Ziel, ein Mensch zu sein, entfernen? Man sprach später von der „Selbstentfremdung des Menschen“. Die „aufzuheben“, das war's, wozu die Bühne sich mitaufgerufen hatte fühlen sollen. Statt dessen ist seit Schiller diese „Selbstentfremdung“ so allgemein geworden, daß sie zur Selbstaufhebung des Menschen zu werden droht. Muß infolgedessen der Ruf zur Humanitas nicht nur noch fordernder erhoben werden?

Mag deshalb heute alles ungesichert geworden sein, eins ist sicher: der Nebel der Ungewißheit, der über der Landschaft der Zukunft lagert, wird nicht weichen, solange wir das Geschick der Völker bestimmt sein lassen von eben jenem Inhumanum, das zu überwinden die Bühne Schillers gerade „wirken“ wollte. Nicht er ist überlebt; überlebt sind die inhumanen Begriffe von Gewalt und materieller Stärke, diese Relikte aus der Faustrechtszeit der Staaten. Die Frage des Schicksals an uns ist darum heute, ob sich der Mensch in seinem Aberglauben an die Macht des Materiellen nicht selbst um seinen Sinn betrügt, und ob er durch den Mißbrauch der ihm geschenkten Freiheit der Entscheidung für oder gegen das Humanum nicht drauf und dran ist, sich als einen mißglückten Versuch der Schöpfung eigenhändig „auszuradieren“. Aussicht, aus dieser Gefährdung „noch einmal davon(zu)kommen“, ist demgegenüber nur noch, wenn wir uns rückbesinnen auf das Humanum und so fertig werden mit der Spaltung, nun nicht nur der Atome, sondern unseres eigenen Personkerns, mit jener Zertrümmerung des moralischen Bewußtseins, die der Schwund des Humanum heraufgeführt hat.

Oder ist es keine Gespaltenheit des Menschen, wenn er, in seinem technischen Vermögen hochentwickelt, zwar seinen Mut in den Flug nach den Sternen wirft, sich aber, unterentwickelt in seinem sittlichen Ich, als zu klein zeigt, auf der Erde loszukommen von dem lahmen Kreisen um die Mittel einer Politik von gestern? Und ist nicht zu befürchten, daß wir diese selbstatomisierte Generation bleiben, solange wir den „reinen Menschensinn“ nicht in der Durchmenschlichung des ganzen Lebens, mithin auch des politischen, erfassen? Denn wir können unsern Sinn nicht erfliegen, sondern nur erfüllen,

wenn wir zum Menschen in uns Menschen gehen und so nicht nur den Raum bewältigen, sondern auch uns selbst.

Noch aber hemmt uns die Angst vor dem befürchteten Inhumanum der jeweils Anderen, daß wir den gleichen Mut wie in das technische Abenteuer auch in den Raum der Politik werfen, den Mut zu dem Wagnis, mit dem Humanum bei uns selber zu beginnen. Dabei hilft uns die Menschheitskrise überwinden nichts sonst als die Überwindung dieser Angst, nichts als die wagende Entschlossenheit, uns genau wie im privaten Leben auch als Politiker das Gesetz unseres Handelns nicht vom Tun oder Unterlassen der Anderen vorschreiben zu lassen, sondern ausschließlich von unserm eigenen Willen. Denn es gibt nicht eine aufspaltbare Moral, eine zum persönlichen Gebrauch und eine im Verkehr von Volk zu Volk, eine in Verantwortung gegenüber dem Humanum und eine im Dienst des Inhumanum.

So ist denn seit der Vorlesung in Mannheim die Zeit eine andere geworden, anders aber deshalb nicht auch das Ziel. Denn ist die Bühne eine erzieherische Macht, die laut Schiller „tiefer und dauernder als Moral“, wir würden sagen: als das bloße Moral-Predigen, „und Gesetze“ zu „wirken“ vermag, kommt ihr nach ihm die Kraft der „Menschen- und Volksbildung“ zu, dann kann ihr *Zeitsinn* in dieser unserer Welt vor dem Abgrund nur noch mehr als damals darin liegen, daß sie dem aus seiner satten Selbstsicherheit aufgeschreckten Menschen bewußt macht, was leben heißt, diesem Nichts-als-Zeitgenossen, der bei all seiner Betriebsamkeit im Leben garnicht mehr richtig drin ist.

Der Standort der Bühne in der Menschheitskrise also ein Ort, der unsern Blick dahin schärfen sollte, daß dieses Lebewesen Mensch nicht nur auf die Welt geschickt ist, um eine Ewigkeitssekunde auf ihr zu vegetieren, daß das Menschenleben einen würdigeren Sinn hat, als es dem Tiere gleich nur zu durchleben. Einsicht soll die Bühne „wirken“, daß der Mensch noch ein anderes ist als solch ein biologisches Faktum mit von der Technik bewunderswert verlängerten Organen, daß er ein Geiststräger ist und als solcher einen Wertsinn zu erfüllen hat, daß uns das Leben nicht nur gegeben, sondern aufgegeben ist.

Sieht die Bühne ihren *Zeitsinn* im Dienst an diesem Ziel, dann ist sie ein Ort, von dem auch aus dem Menschen Hilfe kommen kann, seinen eigenen Standort in Zeit und Umwelt zu finden. „Darum sind ja von jeher Dichter gewesen“, sagt Grillparzer einmal, „daß an ihnen die armen, zerrütteten Menschen sich aufrichten, ihres Ursprungs gedenken und ihres Zieles“. Die Bühne folglich als *Lebenshilfe* für Mensch und Volk dadurch, daß sie sichtbar macht, worauf es ankommt, wenn wir die Lebensangst überwinden und die Krise überstehen wollen: auf die Wandlung unseres Sinnes und, da wir „Täter des Wortes“ sein sollen, dann auch auf die Änderung unserer Wegrichtung.

Denn Krise heißt doch: an einer Richtungsscheide stehen, heißt: es ist Wendezeit. Durchaus nicht aber heißt es deshalb zugleich: die Endzeit hat bereits begonnen. Denn noch ist das Ultimatum nicht abgelaufen, das mindestens seit Hiroshima sehr vernehmlich der Menschheit gestellt ist. Es ist, wie man so sagt, noch alles drin. Aber es ist Entscheidungszeit. Und entscheiden,

das nun allerdings müssen wir uns und dürfen keinesfalls dahin resignieren, daß mit unserer Macht garnichts getan sei, weil doch alles komme, wie es im Plan der Schöpfung vorausbestimmt sei — eine Auffassung, in ihrem Fatalismus verwandt dem Aberglauben des Materialisten an die Allmacht und Alleinmacht der Naturgesetze, die dem Menschen keinen Platz für die eigene Entscheidung lassen würden. Diese Weltanschauung von einem Ablauf auch der Geschichte gleich unabwendbaren Naturvorgängen ist abgeblüht, so daß niemand mehr ernstlich meinen sollte, sie erspare uns die eigene Entscheidung. Geschichte ist eben nicht ein bloßes Geschehen, das sich an uns vollzieht. Wir *machen* die Geschichte und werden aus der Verantwortung, sie mitzuformen, nicht entlassen, weder wenn wir es mit jenem theologischen Determinismus halten, noch wenn wir als pseudometaphysische Naturalisten alles, sogar den Menschen noch, nur als Materie nehmen und nun wie Kaninchen vor der Schlange gelähmt vor dem nahenden Verhängnis liegen. Genau so wenig geht es an, daß wir uns mit dem Ungedanken um die Entscheidung drücken, es werde schließlich irgendwie schon, wie bisher noch immer, weitergehen. Nein, sie alle, die sowohl, die achselzuckend meinen: da kannst halt nichts machen, wie die, die sich mit dem Plattwort passivieren: 's löppt sich all'ns t'recht, sie alle sind nichts als Deserteure vor der Zukunft und lassen durch ihre Flucht aus der Verantwortung dem apokalyptischen Geschehnis seinen Todeslauf, sie alle nichts als Betrüger ihrer selbst, weil sie vergessen, daß auch das Nicht-tun etwas tut.

Zur Wahl für unser Verhalten steht deshalb nur zweierlei. Entweder: wir nehmen zwar Stellung, begeben uns aber sofort wieder der freien Selbstentscheidung, indem wir unsere Entscheidung abhängig machen von dem, was andere tun. Denn man mag es für ein, wenn auch bedauerliches Gebot der realpolitischen Klugheit halten, in den Rüstungswettlauf der anderen miteinzutreten, Tatsache bleibt, daß wir den eigenen Entschluß damit bestimmen lassen von einem fremden Willen, und daß wir uns dadurch selbst entsouveränisieren. Tatsache bleibt auch, daß wir den Ausgang der Krise weiterhin im Ungewissen lassen und nach wie vor am Abgrund balancieren und befürchten müssen, die Völker könnten eines Tages das Gleichgewicht der Angst verlieren. Was also heißt da Klugheit? Schließlich lesen wir schon bei Macchiavell: „Keine Maßnahme ist weise, deren Vollzug für zweifelhaft angesehen werden kann oder muß.“

Entweder also diese Wahl oder: wir stellen uns dem Schicksal, getreu dem Erbe einer deutschen Jugend „aus eigener Bestimmung, vor eigener Verantwortung, mit innerer Wahrhaftigkeit“, unbekümmert also wie diese Jugendbewegung um das, was andere für richtig halten. Das würde freilich nichts Geringeres bedeuten, als mit der Gesinnung Ernst machen, wie sie sich in den Worten bei Bruce Marshall bekundet, „es sei gotteslästerlich, Kanonen als die Stimme des Evangeliums zu verkünden; (denn) der Herr habe seinen Explosivstoff den Herzen und nicht den Granaten zugeadacht.“

Sollte das nicht die Gesinnung sein, auf die es ankommt, wenn wir noch eine Zukunft haben wollen, die Grundgesinnung, zu der dann auch vom Theater her erzogen werden müßte? Denn, wenn diese humane und evangeliumhafte, diese Bergpredigt-Gesinnung das Gesetz unseres gesamten Han-

delns würde, wäre Hoffnung, daß die Menschheit die große Reifeprüfung, in der es um die Zulassung zu ihrer ganzen Zukunft geht, besteht.

Dann dürften wir die Forderung der Rückbesinnung auf dies christliche Humanum freilich nicht umgekehrt als Zeichen politischer Unbedarftheit hinweglächeln. Dann müßte unser Gewissen unruhig werden, anstatt mit dem Gedanken einzuschlafen, was die Bergpredigt enthalte, sei nur eine ideale Richtschnur, bedeute aber für das Leben in der realen Umwelt eine Überforderung der menschlichen Natur. Ob, wer so denkt, wohl auch sieht, daß er das, was das gesamte Sein von Mensch und Volk durchwalten sollte, auf eine bloße Sonntagsgesinnung einengt, ja, daß, wer sich als Christ in das Gästebuch der Erde einträgt, aber dem Nazarener nicht nachlebt, Hochstapelei begeht? Wenn wir mit dieser Gesinnung im robusten Existenzkampf nicht bestehen können, ohne beständig Zugeständnisse an eine Umwelt machen zu müssen, in der nicht der Dienst am Nächsten, sondern das Verdienen an ihm groß geschrieben wird, wenn dem so ist, müßte dann nicht gerade der Christ daraus folgern, daß eine Umwelt, die so ist, nicht bleiben darf, wie sie ist? Gerade wer empfindet, daß die Bergpredigt keine Ethik ist, mit der man in der Welt der Ellenbogen durchkommen kann, gerade der müßte mit-helfen wollen, diese Umwelt nun so umzuformen, daß man nach dieser Ethik leben kann, wenn man nur wirklich will.

Das alles, kein Zweifel, es wäre ein Abenteuer, wie es denn immer eines ist, wenn jemand als erster mit der Umbesinnung Ernst macht, und wenn nun gar ein ganzes Volk als erstes begänne, dem Wort Fritz von Unruhs nachzu-leben: „Mächtig seid ihr nicht in Waffen“. Aber es wäre ein christliches Abenteuer, ein Wagnis aus dem Glauben. Jeden sogenannten Realpolitiker freilich müßte eine solche Politik der Glaubensstärke vollendet unvernünftig dünken. Als wäre es vernünftiger, statt dieses Experimentes aus dem Glauben das Experiment aus Angst zu wiederholen, obwohl sich gerade das in der Geschichte unseres Volkes und nicht nur einmal als trügerisch erwiesen hat! Und als wenn nicht auch aktenkundig wäre, daß mit dem Inhumanum der Gewalt noch nie ein strittiges Problem anders erledigt ist, als daß aus der erzwungenen Lösung gleich wieder andere aufgebrochen sind! In Wirklichkeit wäre dies christliche Abenteuer sogar das wahrhaft realpolitische; denn die auf der Mainau vor drei Jahren versammelten Nobelpreisträger haben ja nicht deklamiert, sondern es warnend ernst gemeint, als sie erklärten: „Alle Nationen müssen zu der Entscheidung kommen, freiwillig auf die Gewalt als letztes Mittel der Politik zu verzichten“, und dann fortführen: „Sind sie dazu nicht bereit, so werden sie aufhören zu existieren.“

Noch freilich sieht es so gar nicht danach aus, als könne uns von der Prüfungskommission des Schicksals die moralische Reife zugesprochen werden, solange wir nicht wahrhaben wollen, daß es auch eine Macht der Gewaltlosigkeit gibt. Gewalt jedenfalls steht nicht im Wörterbuch der Christen. Hat doch wieder der in dieser Frage gewiß nicht zimperliche Macchiavell sogar eingestanden, daß dieses Mittel der Politik „nicht nur dem Christentum, sondern allem Menschsein widerstreitet“, widerstreitet also auch „des Menschen Würde“, von der Schiller mahnt, daß sie dem Theater in die „Hand gegeben“ ist. Denn „hier“, sagt er, „hören die Großen der Welt, was sie nie oder selten

hören — Wahrheit; was sie nie oder selten sehen, sehen sie hier — den Menschen.“ Ein Theater, das zu dieser Gesinnung erzieht, das wäre dann ein wahrhaft *christliches*.

Es wäre freilich auch ein *politisches Theater*. Und den Zeitsinn der Bühne dahin bestimmen, kommt allerdings nun nicht bei jedem an. Man bejaht wohl die erzieherische Bühne. Doch die politische? Als wenn nicht schon der Erziehung auch ein politisches Ziel einwohnte, jeder, ob nun verborgen oder in offener Sicht! Es sei denn, sie verstünde sich selber nicht, indem sie den Menschen nicht nähme als ein auf das Zusammenleben angelegtes Wesen, nicht als ein Ich, das erst im Wir zu sich selbst kommt — wie Goethe einmal an Gustchen Stolberg geschrieben hat: „Man weiß erst, daß man ist, wenn man sich in andern wiederfindet“. Erziehung, was mithin wäre sie, wenn nicht Erziehung zum Bewußtsein unserer unkündbaren Mitgliedschaft im menschlichen Gesamtschicksal — politische Erziehung!

Aber das Unbehagen, wenn das politische Theater gefordert wird, hat schon seinen Grund, vielleicht freilich nur den, daß unser Denken aus der Naivität herausgefallen ist und wir nun so kaum mehr unbefangen hören, was gesagt wird. Da aber die Ursprünglichkeit niemandem ersatzlos verloren geht, hat sich in den hinterlassenen Hohlraum ein anderes ergossen: eine Flut von vorgefaßten Meinungen. Die Folge? Daß wir bestimmte Vokabeln überhaupt nicht mehr in dem mit ihnen gemeinten Sinn aufnehmen, sondern sie in ein vorweggeprägtes Meinungsschema zwingen und derart auch mit dem politischen Theater den diesem nicht-eignen Sinn verbinden, es handle sich um ein verparteiopolitisirtes.

Das abzuwehren wäre dann sogar gesund. Denn von Schmachtfetzen wie „Rothschild siegt bei Waterloo“ hat jeder noch genug. Indes, ins politische Theater gehen heißt nicht: antreten zum Empfang von Parteiparolen. Dann lieber Vorhang!

Oder dann besser die Bühne frei für das geborene Recht des Menschen, hin und wieder eine andere als die Stickluft seiner Alltagsgeschäftigkeit zu atmen und sich einmal unbeschwert in der Freude an einem nur erphantasirten Vorgang zu entspannen! Denn auch diesem Bedürfnis die Pforten Thalias aufzuschließen, gehört zum legitimen Sinnbereich der Bühne. Nur, daß für Schiller das nicht das wesentliche Ziel des Theaters war. Das lag wie noch für uns vielmehr in seinem Zeitsinn, und der wieder ist das politische Theater. Was aber nicht angeht, ist, daß wir nun diesen Zeitsinn monopolisieren, als wäre Zeittheater der Inbegriff von Theater überhaupt.

Politisches Theater also! Wie aber trotzdem kein parteipolitisches? Weil es ein anderes im Sinn hat als die Verlagerung der Tageskämpfe aus Parlament und Volksversammlung auf die „Bretter“, wie wenn das mit der Kennzeichnung gemeint gewesen wäre, daß „die die Welt bedeuten“. Sicher: gegenüber seinem Herzog war Schiller mit seinem „in tirannos“ durchaus auch Partei. Wie hätte er sonst hierher nach Mannheim emigrieren müssen! Aber ist das gemeint, wenn befürchtet wird, die Bühne werde zur Litfaßsäule für Parteiplakate? In diesem Sinn hat Schiller das Theater doch gewiß nicht verparteiopolitisirt — und ist doch ein politischer Dichter gewesen, der größte sogar, den wir hatten.

Nochmals denn: er nahm Stellung, politisch Stellung, und jede solcher Stellungnahmen ist Partei. Aber da ist ein Unterschied. Der Kampf zum Beispiel für „der Menschheit Würde“ und für deren Staatsform, die Demokratie — der Kampf also gegen Personen oder Verhältnisse, die den Menschen nur in seinem Preiswert gelten lassen, als sei er eine Ware, an deren Verkauf man sich wie jener Herzog bereichern dürfe — der Kampf für die Freiheit des Geistes gegen dessen Entmündigung durch einen braunen oder roten oder schwarzen Totalitarismus — der Kampf für die Heilighaltung des Lebens gegen die drohende Ermordung der gesamten Menschheit — jeder solcher Kampf ist doch wohl nicht nur ein Parteianliegen. Man gäbe denn das eigentliche Ziel der Politik zugleich preis.

Denn um was sonst ist Politik da als um des Humanum willen? Ohne diesen Zielsinn jeder einzelnen politischen Entscheidung hätten wir dann freilich auch dem Glauben abgesagt, daß die Geschichte einen Sinn hat, den religiösen Sinn, daß sich der Mensch aus seiner animalischen Dumpfheit immer reiner zu jener geistigen Gestalt emporarbeite, auf die hin er angelegt ist. Denn der Mensch *ist* nicht, sondern er *wird*. Und er erfüllt seinen „reinen Menschen-sinn“, wenn er danach lebt, daß er zum „Bild“ des geschaffenen ist, der uns als seinen „Gehilfen“, wie wir im Neuen Testament einmal bezeichnet werden, die Erde mit dem Auftrag zum Lehen gegeben hat, daß wir sie durchreligionisieren, damit auch dorthin sein „Reich komme“ und sein „Wille geschehe also auch auf Erden“, wie denn schon in der jüdischen Schöpfungsgeschichte nicht zu lesen steht, daß der Mensch *als* Bild, sondern *zum* Bild Jahwes hin geschaffen sei, nicht als ein Es-schon-sein, sondern als ein Es-werden-sollen.

Wir statt dessen leben an der mahnenden Inschrift eines alten Theaters — ich weiß nicht, ob noch jetzt: in Amsterdam — vorbei: „Ein Schauspielhaus ist unsere Welt, / Für jeden ist eine Rolle bestellt.“ Warum nur spielen wir so selten die Rolle, die uns auf dem Großen Welttheater zugeteilt ist? Doch mit auch darum, weil wir gewohnt sind, das, was wir Schöpfung nennen, anzusehen als einen einmaligen Vorgang in ferner Vorzeit, nicht aber als den damaligen Anfang eines Prozesses, in dem auch wir noch mitten inne stehen. Wir sehen nicht, daß noch heute Schöpfung ist. Und darum sehen wir auch nicht, daß gerade, weil sie noch so un-vollendet und deshalb die Welt noch so gar nicht ist, was sie werden soll, daß gerade darum unser Leben einen Sinn hat, eben diesen Hochsinn, dem Ruf des großen Werkmeisters zur Mitarbeit an der noch immer währenden Schöpfung zu gehorchen. Sähen wir das, dann sähen wir wohl auch, daß dieses Immer der Schöpfung kein absolutes Immer zu sein braucht, daß sie vielmehr, wie sie begonnen, auch zurückgenommen werden kann. Könnte es deshalb nicht so sein, daß die Krise eine Warnung, eine letzte, an uns bedeutet, die Freiheit der Entscheidung, die uns zugleich mit unserer Erschaffung anvertraut ist, zu mißbrauchen? Sie könnte doch ein letztes Mal die Mahnung sein, endlich umzukehren und den rechten Weg zu gehen, den Weg von der Animalitas zur religiösen Humanitas, den Weg zur Vermenschlichung des Menschen.

Wenn also doch Partei auch auf der Bühne, dann die Partei der Menschlichkeit! Denn dem politischen Theater geht es um sie, um „der Menschheit

große Gegenstände“, um eben solche Menschheitsfragen. Allerdings, auch das sind Fragen an Tag und Stunde. Aber sie bewegen über die Schranken zwischen Mensch und Mensch und zwischen Volk und Volk hinweg jeden Einzelnen, er mag parteipolitisch lagern, wo er will. Jeder erlebt sie so, daß er mit Schiller bekennen muß: „Der Menschheit Angst und Wehen / Fühlet mein gequältes Herz.“ Das so begriffene *menschheitspolitische Theater* steht wirklich jenseits des parteipolitischen Getriebes, weil es zur Sprache bringt, was alle angeht. Es läßt den Strom der Zeit in seiner vollen Breite zur Sicht gelangen, und weil in dessen Bett Gewässer aus sehr verschiedenen Gegenden ins Meer der Zukunft fließen, lebt es vom Spiel und Widerspiel der Kräfte und von der Spannung einander widerstreitender Gewalten — wie das Leben selbst. Schon darum ist es kein parteipolitisch-konformistisches Theater. Im Gegenteil: große Zeit des Theaters ist allemal und nur dann, wenn auf ihm die Auseinandersetzung mit der Gegenwart in ihrem ganzen Ringen zwischen Für und Wider ins künstlerische Spiel gehoben wird. Nicht freilich so, daß aus der dargestellten Verzwistung von Meinung und Gegenmeinung Verwirrung aufsteigt, sondern die Sicht, wohinaus die Zeit will. Wenn das politische Theater auch davon lebt, daß Volk und Menschheit auf nicht nur einem Weg der kommenden Zeit entgegenwandern möchten, so macht es also doch die Richtung bewußt. Und damit heben sich für uns die Wege auch auf dem Theater ab, die zum Ziel, und die, die in die Irre führen.

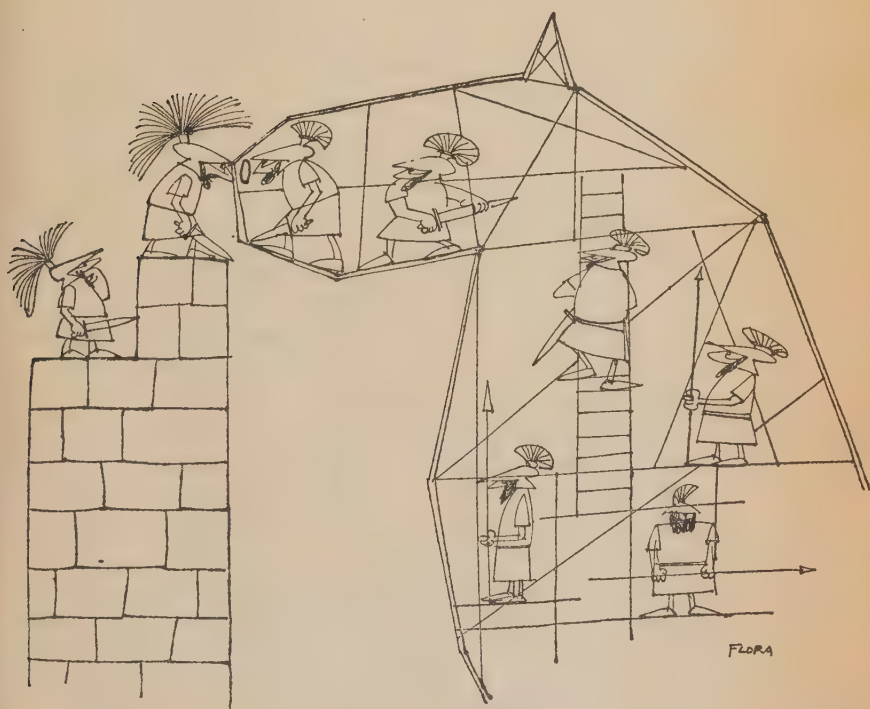
Wie also nur der aus einem Parteiisten ein Staatsmann wird, der aus Richtung und Gegenrichtung die übergeordnete Einheit des gemeinsamen Weges formt, so rückt das politische Theater als eine Brücke über das Richtungsauseinander den einheitlichen Sinn ins Blickfeld, der hinter der Fassade der Tageszwistigkeiten in den Tiefenkräften, die die Zeit bewegen, wirkt. Es macht als ein transparentes Theater offenbar, „was in der Zeiten Hintergründe schlummert“, das „kollektive Unbewußte“, und deckt so auf, worauf sich im Durcheinander des Heute das Miteinander auf dem Weg in das Land von morgen richten sollte.

So gilt denn für das Zeittheater wohl: „Greift nur hinein ins volle Menschenleben!“ Das aber will nicht heißen, die Zeit nur auf die Photoplatte bringen und so im Abbild auf der Bühne den Parteienstreit multiplizieren. Denn zwar fährt Goethe fort: „Ein jeder lebt's“; aber die Aufgabe des politischen Theaters nimmt zugleich den Abschluß der Zeile ernst: „Nicht vielen ist's bekannt“. Das Ziel ist ja nicht, die Wirklichkeit zu wiederholen, sondern sie auf sich selbst besinnen machen, ihr in einem Spiegel ihren Zielsinn vor Augen halten, der hinter dem Geschehen als Antrieb liegt, hinter dem Politischen als das Metapolitische. Paradox gesprochen erfüllt so das politische Theater seinen vollen Sinn erst als ein *metapolitisches Theater*, erst, wenn es im Zeitgemäßen das noch unzeitgemäß Anmutende hindurchscheinen läßt, das nicht dem Sein der Zeit, sondern das ihrem Werdens-Soll Gemäße.

Das ist es, warum der politische Dichter, obwohl ein Rufer in die Zeit, nicht eigentlich ein Zeitgenosse ist, dies, daß er sich dem Schillerwort verpflichtet weiß: „Lebe mit deinem Jahrhundert, aber sei nicht sein Geschöpf!“ Indem er die Gegenwart von ihrem Zukunftsbild her anleuchtet, hebt er sie bereits über ihren Augenblick hinaus und prägt so mit das Angesicht der

Zukunft. Nicht, als fielen nun auf der Bühne in sogenannter direkter Aktion die Entscheidungen. Aber sie kann das Klima schaffen, in dem sie getroffen werden sollten. Sie kann das Größere: sie kann die Kraft der Verwandlung unseres Sinnes sein, wenn sie uns Menschen, die wir uns ins Wesenlose verlaufen haben, wieder mit uns selbst bekannt macht. Wodurch sie denn von ihrem Standort aus mitgeholfen hätte, die „Selbstentfremdung des Menschen“ wieder „aufzuheben“.

Sehen Sie, meine Damen und Herren, weil von diesem Menschsein gilt: „Nicht vielen ist's bekannt“, hat die Volksbühne es von Beginn an als ihren eigenen Standort in der Gesellschaft angesehen, den breiten Schichten des deutschen Volkes durch die Kunst die Herzen für die Einsicht aufzuschließen: Was *ist* der Mensch — und was könnte er sein, wenn er wollte, was er sollte! Auf diesem Hintergrund „Probleme des Theaters von heute“ zu erörtern, ist deshalb für sie kein müßiges Geschäft gewesen, genau so dringlich vielmehr wie zum Schluß noch einmal daran zu erinnern, daß, wenn jeder von uns endlich wollte, was er sollte, wir die Menschheitskrise überwunden hätten.



Querschnitt Detail: Gute Europäer in Betrachtung des trojanischen Gaulles

Friedrich Schlegel und wir

„Vielleicht seh' ich niemals wieder einen Menschen wie Dich“, schreibt Novalis im August 1793 an Friedrich Schlegel. „Für mich bist Du der Oberpriester von Eleusis gewesen. Ich habe durch Dich Himmel und Hölle kennengelernt — durch Dich von dem Baum des Erkenntnisses gekostet.“

Diese in glühender Liebe und Bewunderung fast hingestammelten Worte lassen sich nicht einfach als die überschwängliche Freundschaftsbezeugung eines genialen, jungen Menschen erklären, der im Aussprechen seiner Gefühle nicht immer Maß hielt; sie sind der Tribut, den Novalis dem Freund zollt, der wie kein Zweiter die seiner Generation gestellte Aufgabe fühlte und einer neuen Weltanschauung zum Durchbruch verhalf.

Es liegt heute auf der Hand, daß die Romantik, als deren „eigentlichen Begründer“ Eichendorff den Friedrich Schlegel bezeichnet, weit mehr ist als ein literarisches Phänomen. So ist es gewiß kein Zeichen von Dilettantismus, daß Schlegel sich nach- und nebeneinander als Altertumsforscher, Herausgeber, Kritiker und Dichter, als Politiker, Philosoph und Religionswissenschaftler betätigt hat, daß er auf dem Gebiet der Physik wie auf dem der Ethik mitreden wollte und einmal sogar allen Ernstes erklärt hat, er sei eigentlich zum Feldherrn geboren. Daß es *ein* Geist sei, der sich in all diesen Gebieten entfaltete, hat sich freilich als nicht ganz richtig herausgestellt; die Bemühungen der Romantik, die Naturwissenschaften in das Fahrwasser der Naturphilosophie herüberzuziehen, sind gescheitert, und die Erfüllung von Schlegels Lieblingsformel, die Kunst müsse Wissenschaft, die Wissenschaft Kunst werden, liegt heute in nicht geringerer Ferne als damals. Aber gerade in seinem Glauben an die Einheit der Welt und die Einheit der menschlichen Gesellschaft, an die Verquickung aller menschlichen Bestrebungen und in dem diesem Glauben entspringenden Kampf gegen die Zerrissenheit und die Aufspaltungen des modernen Bewußtseins liegt ein Quell seiner Größe.

Für Schlegel selbst bedeutete die außerordentliche Vielfalt seiner Bemühungen, daß ihm nur zu oft das typische Schicksal des großen Anregers zuteil wurde, zu säen, wo andere ernten. Für die Nachwelt bedeutet diese Vielfalt, daß das Problem einer Biographie Schlegels zu den schwierigsten der Literaturgeschichte zählt: es findet sich nicht leicht ein Forscher, der den radikalen Jugendschriften und zugleich dem katholischen Spätwerk Schlegels das einschlägige Wissen und die geistige Sympathie entgegenzubringen vermöchte, die allein ihr Verständnis — und ihre Zusammengehörigkeit erschließen können.

Am tiefsten und unmittelbarsten gewirkt haben unstreitig Schlegels Jugendschriften; an diesen läßt sich auch am deutlichsten sehen, wie zuständig, ja wie modern Schlegel in eineinhalb Jahrhunderten geblieben — oder wieder geworden ist.

I.

Seine frühesten konzentrierten Bemühungen widmet er der Kritik und Literaturgeschichte, und schon hier zeigt sich seine charakteristische Art, eine geistige Position mit logischer Besessenheit in allen ihren Konsequenzen zu verfolgen und so ihre ganzen Möglichkeiten — und allenfalls ihre Unhaltbarkeit aufzuweisen. Als Schüler Winckelmanns sieht er zunächst die griechische Kunstwelt als ein natürlich gewachsenes und wie alle reine Natur vollkommenes, in sich vollendetes Ganzes, das zeitlos gültige Gesetze aller Kunst erfüllt. Diese Kunst stellt auf ihrer höchsten Stufe das Ideal dar und ist *reine* Kunst, oder, wie Schlegel sagt, sie ist objektiv und schön. Die moderne Dichtung steht ihm im Gegensatz dazu unter der Herrschaft der Vernunft und spiegelt alle Zerrissenheiten der modernen Bildung wieder. Sie ist nicht autonom wie die griechische, sondern stellt sich in den Dienst der Philosophie und Moral; sie ist nicht objektiv, denn die modernen Dichter geben persönlichen Eigenheiten vollen Spielraum und lassen der eigenen Vorliebe die Zügel schießen; und sie stellt nicht das Ideal dar, sondern weicht ihm in beiden möglichen Richtungen aus, indem sie entweder realistisch das Wirkliche statt des Wahren schildert oder sich ins Phantastische verliert. Sie ist „manieriert“, „didaktisch“, „interessant“, „individuell“, „philosophisch“ und, kurz gesagt, auf dem Holzweg, von dem sie nur durchs Studium der Alten auf die allseligmachende Heeresstraße zurückgeführt werden kann.

Schlegel variiert hier Lieblingsgedanken seiner Zeit, die sich in mehr oder weniger deutlicher Ausprägung fast überall, bei Lessing und Winckelmann, Schiller und Goethe, Heydenreich, Garve und Bouterweck finden. Er treibt sie auf die Spitze — und hat seine extremen Formulierungen kaum zum Drucker geschickt, als er erkennt, daß die theoretischen Deduktionen einfach nicht mit der Wirklichkeit übereinstimmen. Nun öffnet ihm Schiller die Augen dafür, daß die Poesie durchaus nicht nur *ein* Ideal haben, nur *einen* Gipfel einer Art kennen müsse. Der Sinn für den Roman geht ihm auf, er studiert Cervantes und Sterne, Diderot und Louvet de Couvray, Jacobis *Woldemar* und Goethes *Wilhelm Meister*, und in fieberhafter Gedankenarbeit schafft er die Theorie des Romans, die er im *Athenaeum* als das Evangelium der romantischen Poesie verkündet. Denn als Theorie des Romans ist seine Theorie der Romantischen Poesie entstanden, nur daß man dabei nicht, wie R. Haym haben wollte, bloß an den Roman à la *Wilhelm Meister* denken darf, sondern an den Roman als den „Inbegriff des wunderbarsten vermischesten Stoffs“, wie ihn Herder nannte, in einem so weiten Wortsinn, daß er die *Divina Comedia* Dantes umfaßt wie die „Romanspiele“ (A. W. Schlegel) Shakespeares, den *roman de la rose* wie die Romanzos von Tasso und Ariost. Denn während es der Art der Griechen entsprach, für die Dichtarten in ihrer Reinheit klassische Muster aufzustellen, so sieht es Schlegel nun als die gegensätzliche Aufgabe der Modernen, aus Epos, Lyrik und Drama eine große Synthese zu schaffen, die mit ihren unauflöslichen Mischungen dazu bestimmt ist, die „Trennungen“ der modernen Bildung zu „verkitten und auszufüllen“ — den romantischen Roman oder, wie es im *Athenaeum* heißt, die romantische Universalpoesie.

In den Schriften, die folgten — es handelt sich um Schlegels Glanzperiode von 1798 bis 1800 — gelang es ihm nun, den Bestrebungen seiner Freunde

eine kritische Grundlage zu schaffen, ja ein kritisches Programm für sie aufzustellen; er war es ja auch, der die ersten persönlichen Verbindungen unter den Frühromantikern schuf, da er schon als Student Freundschaft mit Novalis schloß, in Berlin Tieck persönlich kennenlernte und mit seinem Bruder und Hardenberg zusammenbrachte und Schleiermacher dem Kreis der Romantiker zuführte. A. W. Schlegel hat später mit dem Pfund seines jüngeren Bruders gewuchert und dessen so geniale wie schwierige Aussprüche in ein glattes, gefälliges System gebracht, in dem es in weitere Kreise dringen und neben der deutschen auch die französische und englische Literatur wesentlich beeinflussen konnte. Das muß hier nicht ausgeführt werden. Überraschend erweist es sich aber an Schlegels „experimentierenden Fragmenten“ über den Roman, die, in seinen Notizheften zerstreut und ungedruckt geblieben, keinen Einfluß ausüben konnten, wie sehr er mit seiner „divinatorischen Kritik“ auf der richtigen Fährte war: in diesen bohrenden und suchenden Aphorismen weist er immer wieder auf den Roman als Lebenskunstlehre — modern gesprochen: als Gesellschaftskritik und tribune aux idées — hin, und sein Traum von einem Roman, der eine Gesamtdarstellung eines ganzen Zeitalters sein sollte, ist von den großen Franzosen, von Balzac, Zola und Romains verwirklicht worden, wenn auch auf eine Weise, die er, gewiß zu unrecht, als „bloße Kopistenkunst“ verurteilt hätte.

Als Schlegel den Glauben an die griechische Dichtung als die alleinseligmachende verlor, lernte er sehen, daß der moderne Dichter nicht nur das Recht, sondern geradezu die Pflicht zur Darstellung der eigenen Individualität habe. So manche Romane, schreibt er nun, seien nur „Kompendien der Individualität“ und das Beste in den besten Romanen sei die „Quintessenz der Eigentümlichkeit“ des Verfassers. Geist sei „absolute Individualität“, und Sinn für Individualität könne man erst aus den Modernen lernen. Mit dieser Hinwendung zum Individuellen und Einmaligen steht Schlegel auf einer bedeutenden geistigen Wasserscheide. Gewiß hatten schon die Stürmer und Dränger der siebziger und frühen achtziger Jahre sich als einmalig und eben daher als bedeutend, als Genies, als Kraftmenschen empfunden. Aber gerade bei den besten von ihnen war das ein vorübergehendes Stadium gewesen, und bei Schiller und Goethe findet sich bald wieder jene Neigung zum Typischen und Allgemein-menschlichen, die wir ja als ein Hauptmerkmal der deutschen Klassik empfinden. (Goethes *Wahlverwandtschaften* dürften wohl der einzige große Roman bleiben, in dem eine Hauptperson überhaupt nur bei der militärischen Charge genannt wird, so daß wir nicht einmal seinen Vornamen erfahren; und im schärfsten Gegensatz zu den oben zitierten Notizen Schlegels heißt es in Schillers Rezension von Matthisons Gedichten: „Jeder individuelle Mensch ist gerade um soviel weniger Mensch, als er individuell ist.“) Erst Schlegel hat — freilich immer wieder von Schiller und Goethe, von Schleiermacher und vor allem von Herder lernend — die neue Position konsolidiert. Er schöpfte daraus zunächst eine neue Theorie der Kritik, dann eine neue Ethik.

Fast ohne Ausnahme haben die Kritiker des 18. Jahrhunderts Dichtungen nach Regeln beurteilt oder zumindest ihr Urteil mit Hilfe von Regeln rationalisiert und ihrem Publikum schmackhaft zu machen versucht. Die Regeln stützten sich oft auf Gattungsbegriffe und waren, wenigstens auf dem Umweg über Aristoteles und dessen Übersetzer und Ausleger, von klassischen

Dichtungen abgeleitet. So urteilt Gottsched u. a. mit Hilfe der berüchtigten drei Einheiten, und auf viel höherer geistiger Ebene bestimmt Lessing die Katharsis von Furcht und Mitleid als den Zweck der Tragödie und benutzt diese Bestimmung dann als Richtschnur zur Rationalisierung seiner Urteile. Erst Herder hat dann ein für alle Mal gezeigt, daß jedes Kunstwerk in seiner Zeit seinen Grund und Boden hat und daß Shakespeare z. B. so wenig nach griechischen Maßstäben zu messen ist, wie in England Oliven wachsen. Aber noch in den neunziger Jahren versuchte Schiller, auf Grund allgemeiner philosophischer Überlegungen Gesetze aufzustellen, die für alle Kunstwerke Geltung hätten, und hat Matthison danach beurteilt. („Schiller hat den Kant auf den Matthison angewandt“, notiert Schlegel ironisch.) Für Schlegel war ein solches Verfahren nicht mehr möglich. In der Kritik, stellt er fest, wird jedes Werk „als Unendliches, als Absolutum und Individuum“ behandelt, es ist etwas Einmaliges und Einzigartiges, das in seiner Eigentümlichkeit gewürdigt werden will und für das keine Regeln gelten, als die aus ihm selbst stammen. Nun hatte freilich schon Kant in der *Kritik der Urteilskraft* dargelegt, daß es keine Regeln des Geschmackes gibt, und schon Herder und A. W. Schlegel hatten versucht, sich ohne Regeln und Gesetze als Kritiker zu bewähren. Aber erst F. Schlegel erkennt, daß damit alle Kritik in ihren Grundfesten erschüttert ist; erst er begreift, daß der Kritiker nun einer ganz neuen Methodenlehre, ja einer Rechtfertigung seiner Existenz bedarf.

„Alle ästhetischen Urteile“, trägt er 1797 in sein Notizheft ein, „sind nur Machtsprüche und können nichts anderes sein. Beweisen kann man sie nicht, aber legitimieren muß man sich dazu.“ Die Feststellung wirkt noch heute avantgardistisch in ihrer Schärfe. Aber Schlegel tritt voll dafür ein. Es gibt keinen archimedischen Punkt außerhalb der Beziehung zwischen dem Werk und seinem Betrachter, von dem aus es sich „bemessen“ ließe, und kein ästhetisches Urteil kann mehr wert sein als der Mann, der es fällt. Auf der Persönlichkeit des Kritikers ruht also die volle Verantwortung, die er auf keine Autorität, auf keine Regel und kein Gesetz abwälzen kann. In einer Reihe von blendenden Aphorismen legt Schlegel daher fest, was den Kritiker zur Urteilsfällung berechtigt: er muß alle Werke eines Autors kennen, um eines davon bewerten zu können; er muß die Tradition des Autors kennen und Sinn für Kunstgeschichte haben, damit er das Werk von dem Standpunkt sehen kann, von dem es gemeint ist; aber er muß auch ganz andere Traditionen kennen, da sein Urteil sonst engstirnig und einseitig wird. Und selbst wenn diese Bedingungen erfüllt sind, muß der Kritiker mit Vorsicht verfahren. Um das Werk wahrhaft kennenzulernen, muß er sich ihm zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Stimmungen aussetzen. Er muß es langsam lesen, um ins Detail einzudringen, und dann wieder rasch, um einen Überblick zu gewinnen; er muß es „absichtslos“ lesen, damit ihn die eigenen Absichten nicht für die des Autors blind machen, und er muß es lesen, „auch nachdem der Reiz der Neuheit ganz vorüber ist“; denn das Prinzip der Kritik ist „absolutes Studium“, durch das sich der Leser ein objektives Bild des zu beurteilenden Werkes schafft — den „notwendigen Eindruck“. Die Darstellung dieses Eindrucks ist die „eigentliche ästhetische Würdigung“ und das eigentliche Geschäft des Kritikers. So schafft Schlegel die theoretischen Grundlagen der

charakterisierenden Methode, die in der Tat die Literaturgeschichtsschreibung seither beherrscht hat. Er ist einer der wenigen Kritiker seiner Zeit, deren Werk heute so aktuell ist wie damals.

II.

Aber nicht nur auf dem Gebiet der Ästhetik hat Schlegels Hinwendung zum Individuellen eine entscheidende Wandlung bewirkt. Sie führt zu einer neuen Ethik, zu einem neuen Lebensgefühl. Für Kant, in dem hier die Entwicklung der ganzen Aufklärung ihren Abschluß findet, ist der Mensch nur frei, wenn er nach den Maximen der praktischen Vernunft handelt. Die Vernunft aber ist allen Menschen gemeinsam, und daher ist der Mensch nur frei, wenn er so handelt, wie jeder andere im Sinne Kants freie Mensch an seiner Stelle gehandelt hätte. So schreibt ja auch, wie schon gesagt, der Kantschüler Schiller, jeder Mensch sei um so viel weniger Mensch, als er individuell sei. Die Romantiker haben sich dagegen gerade dann am freiesten gefühlt, wenn sie ihr Eigenstes ausdrückten, z. B. im künstlerischen Schaffensprozeß. Für sie ist es gerade die Einmaligkeit eines Menschen, die ihm seinen Wert verleiht. So klagt Schleiermacher, daß „fast überall das Eigentümliche gänzlich vernachlässigt und für unsittlich erklärt“ werde, während es doch die Aufgabe jedes Menschen sei, auf eigene Art die Menschheit darzustellen. Und bei Schlegel heißt es, „Gerade die Individualität ist das Ursprüngliche und Ewige im Menschen . . . Die Bildung und Entwicklung dieser Individualität als höchsten Beruf zu treiben, wäre ein göttlicher Egoismus.“

Es versteht sich, daß Schlegel also alles bekämpfte, was den Menschen von seinem So-sein weg in irgendeine Schablone zu pressen strebt, und wäre es das Ideal selbst. Vor allem nimmt er gegen den Pflichtbegriff Kants Stellung, über den er sich immer wieder, in immer neuen Wendungen lustig macht. „Kant ein Hypermoralist, der der Pflicht die Wahrheit aufopferte“, schreibt er schon 1796, und 1800 heißt es: „Die Pflicht der Kantianer verhält sich zu dem Gebot der Ehre, der Stimme des Berufs und der Gottheit, wie die getrocknete Pflanze zur frischen Blume am lebenden Stamme.“ Keine äußere Instanz darf unser Verhalten bestimmen, sondern in unserem Innern ist das Zentrum der für uns geltenden Ethik: „Nur das kann ich für Religion gelten lassen, wenn man voll von Gott ist, wenn man nichts mehr um der Pflicht willen, sondern alles aus Liebe tut, bloß weil man es will, und wenn man es nur darum will, weil es Gott sagt, nämlich Gott in uns.“ Wenn man so handelt, handelt man nach Schlegel frei. Der Begriff der Freiheit hatte aber von Kant her seine bestimmte metaphysische Prägung erhalten, und so muß Schlegel nach einem anderen Wort suchen: er preist die Willkür. Das haben die Spießer der Literatur hundert Jahre lang mißverstanden, und es hat viel dazu beigetragen, Schlegel, der es immer mit sich sehr genau genommen hat, in den gänzlich unverdienten Ruf eines „Immoralisten“ zu bringen. Nirgends aber hat man ihn ungerechter beurteilt, als auf dem Gebiet, auf dem er seine neue Ethik mit dem heiligsten Ernst gegen die Konventionen seiner Zeit verfocht, dem Gebiet der Liebe und Ehe.

Wie für die Ästhetiker der Aufklärung ein gegebenes Stück entweder Tragödie oder Komödie war und dem jeweiligen Gattungsgesetz zu entsprechen hatte, so war ein Mensch für sie Mann oder Weib. Auch das Geschlecht war

ihnen ein Gattungsbegriff, dem der Einzelmensch untergeordnet war. Im 17. Jahrhundert wird freilich immer wieder der Gedanke vertreten, daß die Seele ungeschlechtlich und Mann und Frau als geistige Wesen gleichwertig seien. Aber dieser Anspruch auf Gleichwertigkeit hat sich im 18. Jahrhundert nicht gehalten, und er war von vornherein nur im Zusammenhang mit dem Kult der platonischen Liebe und schroffer Verachtung aller Sinnlichkeit aufgestellt worden. Nur wo die Frau auf ihren Geschlechtscharakter gleichsam verzichtet, wird sie dem Mann gleichgestellt; in der Ehe ist die Frau entweder die Dienerin des Mannes — „Dienen lerne das Weib“, heißt es ja selbst noch bei Goethe — oder es leben Mann und Frau ohne jede tiefere Beziehung nebeneinander hin, wie das in der französischen Oberschicht üblich war. Liebe und Sinnlichkeit gelten als unvereinbar. D'Argensons brutales Wort, *On n'aime plus par le coeur les femmes avec qui on couche*, wird im 18. Jahrhundert fast zum Gemeinplatz, und wenn ein Mann seine eigene Frau liebt, so macht er sich damit geradezu lächerlich. Paul Kluckhohn, dessen grundlegendes Werk, *Die Auffassung der Liebe im 18. Jahrhundert und in der Romantik*, Belegstellen in Hülle und Fülle bietet und dem wir viele unserer Beispiele entnehmen, zitiert einen französischen Roman, worin ein Mann nach zwei Tagen der Ehe zu seiner jungen Frau sagt: „L'on rirait si l'on soupçonnait que nous eussions encore quelque chose de commun. Nous serions la fable de la ville. Il faut prévenir les discours et nous mettre sur le bon ton.“ La Chaussée stellt einen Ehemann auf die Bühne, der sich vor dem eigenen Kammerdiener schämt, Geschenke statt einer Geliebten seiner Frau überbringen zu lassen, und Boileau bringt den Glaubenssatz seiner Zeit in glatte Verse:

Et quand le nom d'Amant se change en nom d'Epoux,
L'amour perd aussitôt ce qu'il a de plus doux.

Man vergißt diesen Aspekt des 18. Jahrhunderts gern, zum Teil, weil die Trivialromane der Zeit kaum mehr gelesen werden, zum Teil, weil jeder Leser dazu geneigt ist, seinen eigenen Standpunkt zwischen den Zeilen zu lesen (wievielen Lesern fällt es auf, wie äußerst seltsam Wilhelm Meisters Heiratsantrag an Therese eigentlich ist?), und vor allem schließlich, weil die großen Dichter jener Epoche, wie die jeder anderen, immer wieder in die tieferen Lagen des Menschlichen eingedrungen sind, denen die Zeit nichts anhaben kann. Aber auch in der deutschen Dichtung, die damals für groß galt oder sich als groß bewährt hat, fand die junge Generation der Romantiker kein Ideal der Liebe, das ihren Ansprüchen genügte — oder den unseren genügen würde. Bei Wieland war auf eine Periode verlogener-seraphischer Keuschheit eine solche der Lüsternheit gefolgt, Heinse predigte reine Sinnlichkeit, und in Jacobis *Woldemar*, dem Schlegel eine ausführliche Charakteristik widmete, hat der Held des Romans eine Seelenfreundschaft mit einer ihm geistig ebenbürtigen Frau, die zu lieben ihm „ein Greuel wie Blutschande“ gewesen wäre, und heiratet eine andere.

Schiller hat in seiner Jugend die „Freigeisterei der Leidenschaft“ verteidigt, aber dann eine in vieler Beziehung mustergültige Ehe geführt. Und doch ist es nicht ohne Bedeutung, daß seine Lotte in Jena den Spottnamen „die Dezenz“ trug. Er spricht von dem „gemeinen Charakter, den das Bedürfnis der Geschlechtsliebe aufdrückt“, er hat dem Dualismus das Schlagwort geliefert, daß

zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden dem Menschen nur die bange Wahl bliebe, und als er in der *Würde der Frauen* sein Ideal der Weiblichkeit darstellte, schuf er ein Gedicht, über das die Brüder Schlegel vor Lachen fast von den Stühlen fielen. „Männer wie diese“, erklärt der jüngere in einer berüchtigten Rezension, „müßten an Händen und Beinen gebunden werden, solchen Frauen ziemte Gängelband und Fallhut.“ Und der ältere parodiert:

Ehret die Frauen! Sie stricken die Strümpfe,
Wohlig und warm, zu durchwaten die Sümpfe,
Flicken zerrissene Pantalons aus;
Kochen dem Manne die kräftigen Suppen,
Putzen den Kindern die niedlichen Puppen,
Halten mit mäßigem Wochengeld haus.

Doch der Mann, der tölpelhafte,
Find't am Zarten nicht Geschmack.
Zum gegornen Gerstensaft
Raucht er immerfort Tabak;
Brummt, wie Bären an der Kette,
Knufft die Kinder spat und fruh,
Und dem Weibchen, nachts im Bette,
Kehrt er gleich den Rücken zu.

Hier tritt ein entscheidender Gegensatz zwischen zwei Generationen zutage, in dem die jüngere Recht behalten hat.

Und Goethe, den die Romantiker so bewunderten? Er hat für die Liebe Worte gefunden, die zum Herrlichsten gehören, das die europäische Dichtung hervorgebracht hat, er hat in der Jugend mit seinem *Werther* weit über die Grenzen des deutschen Sprachgebietes hinaus Orgien der Empfindsamkeit ausgelöst und im Alter am Ende der klassischen Walpurgisnacht den Eros in unübertroffener Großartigkeit gefeiert; und doch konnte Humboldt das Wort wagen, es sei zu bedauern, daß Goethe nie rechte Liebe erfahren habe. In der Tat, die Kluft, die sich bei so vielen Denkern des 18. Jahrhunderts zwischen Seelenliebe und Sinnlichkeit auftut, hat auch Goethe mit seinem großen und warmen Herzen nicht völlig zu überbrücken vermocht; sie klafft noch immer zwischen den beiden einzigen Beziehungen zu Frauen, die in seinem Leben von Dauer waren, der so ätherischen, zu Frau von Stein, und der derb körperlich-praktischen, zu Christiane. Und wenn man von Goethes Spätwerk abieht — es entstand ja erst lange nach der Zeit in Schlegels Leben, von der wir ausgehen — so finden wir auch bei ihm keine Beziehung zwischen Mann und Frau, die uns heutigen mustergültig erscheint, es sei denn in Nebenfiguren. Sonst gibt es Irrtümer, Tragik und Zerstörung. Die innig geliebten Frauen sind im bedeutenden Frühwerk fast durchwegs einfache Naturwesen; wieviel Gefühl wird nicht in die haushälterische Tüchtigkeit von Lotte und Gretchen investiert! Die dem Mann geistig ebenbürtigen Frauen, die Goethe vor den neunziger Jahren schuf, sind das zerstörerische Machtweib Adelheid und die der Keuschheit geweihte Iphigenie. Wenn schließlich im *Wilhelm Meister* ein Durchbruch versucht wird, so scheint er dem Kopf mehr als dem Herzen zu entspringen; wie kalt erscheint uns nicht Wilhelms Liebe zu Natalie nach

seiner Leidenschaft für Mariane und Mignons Leidenschaft für ihn! Schlegel hatte für dergleichen ein scharfes Auge. „Goethes Liebe überall dieselbe“, schreibt er 1800 in sein Notizheft, „Faust und Margarete — Egmont und Klärchen — Wilhelm und Mignon. Selbst im Tasso. Absolutes Nichtverstehen und doch nicht voneinander können; dies die Liebe nicht die Liebe.“

Schlegel selbst hatte zunächst in der Leipziger Gesellschaft die Beziehungen zwischen den Geschlechtern in einem kaum besseren Licht kennengelernt als später aus den französischen Romanen. Dann traf er in Caroline auf eine emanzipierte Frau größten Stils, die (wie Schelling sagt) den „schärfsten Geist“ mit der „Weichheit des weiblichsten, zartesten, liebevollsten Herzens“ vereinigte, schwere Schicksalsschläge mit männlicher Tapferkeit zu tragen wußte, ohne ihren Reiz als Frau einzubüßen, und der die Erfahrung nie die innere Reinheit zu nehmen vermochte. Das mußte ihm umso mehr bedeuten, als für ihn nie, wie etwa für die so viel reichere und konziliantere Natur Goethes, die Möglichkeit einer tieferen Beziehung zu einem Menschen ohne geistige Interessengemeinschaft bestand, und erhob ihn mit einem Schlag auf den Standpunkt, von dem er z. B. das Frauenideal Schillers zurückweisen konnte. Zunächst holt er sich freilich noch seine Waffen aus dem Arsenal der griechischen Literatur und meint mit Kleanthes, daß „männliche und weibliche Vollkommenheit nur eine und dieselbe“ seien, oder lobt mit Xenophon, daß spartanische Frauen „männliche Kraft und Selbständigkeit“, spartanische Jünglinge aber „weibliche Bescheidenheit, Schamhaftigkeit und Sanftmut“ besaßen. Das Wesentlichste an der Ablehnung der „überladenen Weiblichkeit“ und der „übertriebenen Männlichkeit“, die er überall um sich her findet, ist ein Protest gegen die allgemein geforderte Charakterlosigkeit der Frauen, die das „Gesetz ihrer Sitten von einem fremden Wesen“ empfangen, gegen die die „Freiheit mordende, grenzenlose Hingebung“, die so oft als die „schönste weibliche Tugend“ gepriesen wird, wiewohl sie „die Wurzeln der Tugend selbst vernichtet“. An dieser Stelle setzt Schlegels Kritik gegen die damals — und nur zu oft noch heute — übliche Auffassung der Ehe ein, die auf Kosten der Selbständigkeit geht.

Wie schlecht es mit der Gesellschaft bestellt war, hat Schlegel dann auch in Berlin gesehen, wo er die Konventionen der Zeit in all ihrer Problematik kennenlernte. Dort traf er schließlich Dorothea Veit-Mendelssohn, die Tochter des jüdischen Philosophen, die um seinetwillen aus einer solchen Ehe trat. Sie gab seinem Leben, wie er an Karoline schreibt, „Grund und Boden, Mittelpunkt und Form“ und machte ihn zum „glücklichsten aller Menschen“.

Das Glück dieser Liebe rief ihn zum Kampf gegen die Halbheit und Nüchternheit der Vorstellungen seiner Zeit auf der einen, gegen Libertinage und Frivolität auf der anderen Seite und machte es ihm zum Ziel, eine — wie er an Schleiermacher schreibt — „neue Moral zu stiften“. Zu einem seine Weltanschauung als ganzes umgreifendes Werk, einer „Enzyklopaedie“ oder einer „neuen Bibel“, wie er sein Projekt gerne nennt, kam es zwar nicht. Aber in gedruckten und ungedruckten Fragmenten und in seinem Roman *Lucinde* hat er ein Ideal der Liebe aufgestellt, das die Dualismen seines Jahrhunderts überwindet und das wir freudig als das unsere erkennen können.

„Liebe ist Wollust und Freundschaft und Gesellschaft zugleich“, definierte er trocken genug in seinem Notizheft. Das mag uns heute auf den ersten Blick

als Gemeinplatz erscheinen, aber wie wenige Ehen erfüllen diese Bedingungen! Damals waren sie geradezu revolutionär, und Julius, der autobiographische Held seines Romanes, ist überrascht, in Lucinde-Dorothea eine Frau zu finden, die ihm „zugleich die zärtlichste Geliebte und die beste Gesellschaft“ sein konnte „und auch eine vollkommene Freundin“. Aber es ist eben alles in der Liebe, „Freundschaft, schöner Umgang, Sinnlichkeit und auch Leidenschaft“, und es muß alles darin sein; denn das sind nicht nur keinesfalls, wie es das 18. Jahrhundert wollte, unvereinbare Gegensätze, es sind nicht einmal bloß mechanische Komponenten, sondern sie durchdringen einander und eines „verstärkt und lindert, belebt und erhöht das andere“. Den ganzen Bereich des Lebens müssen die Liebenden miteinander teilen, „von der ausgelassensten Sinnlichkeit bis zur geistigsten Geistigkeit“, und nie ist eins ganz ohne das andere. Um dieses Ineinander von sinnlicher und seelischer Ergriffenheit ausdrücken zu können, greift Schlegel zu Paradoxen und spricht von „geistiger Wollust“ und „sinnlicher Seligkeit“. Lucinde und Julius umarmen einander „mit ebensoviel Ausgelassenheit als Religion“. Eben weil die Liebenden alle Bereiche des Lebens miteinander teilen, stellt Schlegel, der ganzen Tradition seines Jahrhunderts zum Trotz, die Liebe auch über die Freundschaft. Deshalb kämpft er auch gegen alles, was dieser völligen Vereinigung zweier Menschen im Wege stehen könnte, gegen die Unbildung der Frauen, vor allem aber gegen die falsche Scham. Nichts findet er „unnatürlicher für eine Frau als Prüderie“, die er eine bloße „Prätention auf Unschuld“ nennt, und gerade darin erblickt er die Gewähr für wahre innere Unschuld, daß die Frau „die Sinne achtet und ehrt, die Natur, sich selbst und die Männlichkeit.“

Die meisten Ehen um ihn her gelten ihm denn auch als bloße „Konkubinate“ oder „provisorische Versuche“. „Was man eine glückliche Ehe nennt“, schreibt er, „verhält sich zur Liebe, wie ein korrektes Gedicht zum improvisierten Gesang“. Das ist nichts weniger als ein Rückfall in den alten Dualismus, der Ehe und Liebe für unvereinbar erklärt; im Gegenteil, nur dort, wo es wahre Liebe gibt, gibt es Ehe. Dort gibt es sie aber auch ohne die Zeremonie der Hochzeit. „Mädchen müßten verführt werden“, notiert Schlegel; „eine Hochzeit ist ein häßliches Opfer.“ Auch das ist nicht libertinistisch gedacht, und so wenig es mit der Auffassung der Ehe als christliches Sakrament gemein hat, soweit ist es auch entfernt von dem, was man heute „freie Liebe“ nennt. Julius und Lucinde nennen ihre Beziehung eine Ehe, weil sie eine „ewige Einheit und Verbindung ihrer Geister“ ist. Nur in der landläufigen Ehe, meint Julius, wo der „Mann in der Frau nur die Gattung, die Frau im Mann nur den Grad seiner natürlichen Qualitäten und seiner bürgerlichen Existenz“ liebe, sei die Treue ein Verdienst und eine Tugend. Die wahre Liebe dagegen ist „eins mit der Treue“, und zwar nicht nur für dieses Leben: Schlegel spielt immer wieder mit der Idee, die Liebenden seien einander vorherbestimmt. „Julius und Lucinde lieben sich, weil sie sich immer geliebt haben“, heißt es in einem Notizheftfragment, und in einem anderen sagt Julius, Lucinde habe ihn „immer schon geliebt, noch ehe sie mich kannte.“ Auf solche „historische Prädestination“, oder doch wenigstens auf den Glauben daran, meint Schlegel, gründe sich „echte Treue“.

Hier dringen mystische Vorstellungen in Schlegels Auffassung der Liebe ein, und in der Tat war Schlegel eine Zeitlang auf dem Punkt, Liebe und

Religion miteinander zu identifizieren. Das war insofern neu, als Schlegel es ablehnt, zwischen kosmischer Liebe — dem Eros eines Hemsterhuys z. B. — und der Liebe zwischen zwei Menschen zu unterscheiden; und es hat darin seine Berechtigung, daß Schlegels Liebenden überhaupt erst in der Liebe der Sinn für das Universum, also der eigentliche religiöse Affekt aufgeht. „Wer die Natur nicht durch die Liebe kennenlernt“, schreibt Schlegel, „der wird sie nie kennenlernen“, und „nur durch die Liebe und das Bewußtsein der Liebe wird der Mensch zum Menschen.“

Es besteht kein Zweifel, daß Schlegel die zahllosen Schriften, die damals über das Thema der Beziehung zwischen den Geschlechtern erschienen, um ein Beträchtliches überragt, und hier wie nirgends bewährt sich die Modernität seines Geistes. Hundertzwanzig Jahre nach seinem Tod haben wir noch lange nicht von ihm ausgelernt. Es ist aber auch kein Zufall, daß ein Philosoph, und gerade ein Philosoph, der für Dichtung nicht viel Verständnis hatte, unter den ganz wenigen war, die auf sein Buch über die Liebe mit stürmischer Begeisterung reagiert haben. Nachdem er eben erst über die „höchst langweilige und faule Existenz“ Schlegels geklagt hat, schreibt Fichte, er lese seinen Roman zum dritten Mal, und mit jeder Lektüre gefalle er ihm besser. Es sei eines der größten Genieprodukte, die er kenne. Im allgemeinen hat man die Bedeutung des Buches übersehen oder es kraß mißverstanden. Ja, es wurde daraus ein literarischer Skandal ersten Ranges, der dem Autor auf viele Jahre das Leben erschwerte. Noch zehn Jahre nach dem Erscheinen des Romans wunderte man sich in der Wiener Gesellschaft darüber, daß das „Modell“ der Lucinde durchaus anständig und bescheiden aussehe. Schlegels Leser wußten zu viel über den persönlichen Hintergrund des Buches und waren von vornherein geneigt, es nicht als Dichtung, sondern als persönliche Enthüllung zu lesen. Auch waren ihnen die Ideen zu neu. Es war aber auch Schlegel der Aufgabe, seine Ideen in Romanform vorzutragen, dichterisch nicht gewachsen. Überzeugt, wie wir gesehen haben, daß gerade in der Liebe Seelisches und Sinnliches unzertrennlich sind, war Schlegel gezwungen, in der *Lucinde* dem Geschlechtlichen großen Spielraum zu geben. Wie wenig es ihm dabei darum ging, seine Leser zu schokieren, läßt sich daraus ersehen, daß Schlegel, wo er erhaltene Notizen für den Roman verwendet hat, Gedanken und Ausdruck oft gemildert und seine gewagtesten Aperçus ganz unterdrückt hat. Aber da er Denker war und nicht Dichter, so fehlt seinen Darstellungen das Gefühl und die Wärme. Wo er die Synthese von Geist und Sinnlichkeit darstellen wollte, stehen sie für den Leser kahl nebeneinander, und so wirkt oft gerade das, was Schlegel als sein Heiligstes geben wollte, frivol und schlüpfrig. Erst unlängst wieder hat in einer Gesamtdarstellung der deutschen Romantik ein Literaturhistoriker, der es nach den Analysen von Kluckhohn und Korff hätte besser wissen sollen, die Lucinde ein „frivoles Werk“ genannt. Aber das ist ein Mißverständnis. Schlegel selbst nannte die Lucinde ein „religiöses Buch“, und er hat sich nach seiner Bekehrung zum Katholizismus noch dazu bekannt und wollte sie in seine *Sämtlichen Werke* aufnehmen.

Die *Sämtlichen Werke*! Sie liegen in einer unvollständigen zehnbändigen Ausgabe von 1822 — 25 und in einer ebenfalls unvollständigen fünfzehnbändigen Ausgabe von 1846 vor, die auch Schlegels philosophisches Spätwerk enthält, und werden kaum mehr gelesen. Denn Schlegels Jugendwerk hat dort

eine Überarbeitung erfahren, so daß man für dieses lieber den kritischen Text der Minorschen Ausgabe der Jugendschriften verwendet, und der späte Schlegel ist heute wohl der Unbekannteste der großen Denker Deutschlands. Zum Teil trägt gewiß die Tatsache daran Schuld, daß ihm die liberale und protestantische Geisteswissenschaft den Übertritt zum Katholizismus übelnahm, während für die katholische Theologie Schlegels Zugang zum Katholizismus, d. h. der Zugang von der idealistischen Philosophie her, seit dem zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts stark an Interesse verloren hat. Es ist aber auch die Wiederentdeckung Schlegels von der Literaturwissenschaft ausgegangen, und für diese ist trotz des *Deutschen Museums* und der sehr bedeutenden Wiener Vorlesungen über Literaturgeschichte der junge Schlegel der maßgebliche. Umso erfreulicher ist es, daß nach den Bemühungen Körners und Anstetzs um den älteren Schlegel die Philosophen endlich das jahrzehntelange Monopol ihrer literaturwissenschaftlichen Kollegen gebrochen haben. Professor Alois Dempf (München) und Dr. Ernst Behler (Bonn) ist die Wiederentdeckung der verschollenen philosophischen Notizhefte Schlegels geglückt, an Hand derer allein sich der geistige Werdegang Schlegels im Zusammenhang aufzeigen läßt. In einem Auswahlband, der im Vorjahr bei Alfred Kröner unter dem Titel *Friedrich Schlegel: Schriften und Fragmente* erschienen ist und wohl den bedeutendsten Beitrag zur Schlegelforschung seit vielen Jahren darstellt, hat Behler neben vielem andern Neuen auch dreißig Seiten Auszüge aus diesen Heften mitgeteilt. Das ist umso wichtiger, da seine späte Philosophie des Lebens zu seinen schwierigsten Schriften gehört — paradoxer Weise, wie Behler in seiner so umsichtigen wie eindringlichen Einleitung sagt, gerade weil Schlegel sich dort bemühte, populär zu schreiben und daher die philosophische Fachsprache nach Möglichkeit umging. In der Einleitung zeigt Behler, daß sich von der Philosophie wie von keinem anderen Standpunkt die Einheit und Folgerichtigkeit von Schlegels Werden erkennen läßt und liefert damit den Beweis für die Gültigkeit und Notwendigkeit seines Unternehmens.

Schlegel hat die Reize wie die Gefahren des Auf-sich-allein-gestellt-seins und der ungebundenen, vor nichts zurückscheuenden Kritik voll ausgekostet, um sich zuletzt in die Bindung eines dogmatischen Glaubens zu retten. Wenn man die Greuel, an denen unser Jahrhundert so reich ist, für die Kinderkrankheiten einer autonom werdenden Menschheit hält — es hat ja auch die Christenheit die ihren gekannt, in denen es kaum weniger grausam zuing — so mag man das bedauern. Aber es läßt sich nicht leugnen, daß sich Schlegel zu den Ansichten seiner zweiten Lebenshälfte ehrlich und gewissenhaft durchgerungen und sich die geistige Freiheit und Selbständigkeit bewahrt hat. Die Aufschließung dieser zweiten Hälfte ist schon deshalb selbst für den Literaturhistoriker notwendig, weil Schlegels „Glanzzeit“ um die Jahrhundertwende nur dann ganz verständlich werden kann, wenn man von beiden Seiten, von ihrem Werden und von ihrer Weiterentwicklung, an sie herangeht. Auch steht es fest, daß Schlegel bis zuletzt, und auf dem Gebiet der Philosophie in noch vor zwanzig Jahren kaum erahntem Ausmaß, ein Anreger ersten Ranges geblieben ist. Aber noch viel Arbeit ist zu leisten, bevor wir wissen können, ob Schlegel als Philosoph und Theologe noch heute so zu uns spricht, wie in seinem Jugendwerk als Kritiker der Literatur und der Gesellschaft.

Die dramatischen Experimente Friedrich Dürrenmatts

Für den Schweizer Dramatiker Dürrenmatt bedeutet das heutige Theater zweierlei: „einerseits ein Museum, andererseits aber ein Feld für Experimente“ — (Zitate nach Dürrenmatt, „Theaterprobleme“, Zürich 1955). In dieser Anthetik sieht Dürrenmatt die Problematik des gegenwärtigen Theaters und Dramas, und wo der gegenwärtige Dramatiker seine Stellung zu beziehen hat, ist für ihn gar keine Frage — er ist ein Experimentator.

Es ist beinahe schon eine Binsenweisheit der Soziologen, Kulturkritiker und Kulturapologeten geworden, von unserem Zeitalter als Übergangsstadium zu sprechen. Hin- und hergerissen von dem Unbehagen, am „Ende der Neuzeit“ zu stehen, und den zweckoptimistischen Hoffnungen auf eine Zukunft, die schon begonnen hat, muß es dem heutigen Dramatiker schwer fallen, in seinem Drama das Abbild einer Welt zu gestalten, welches — in sich geschlossen — die irdischen Widersprüche in die Harmonie eines tragischen Spannungsfeldes bannt, wie es die Alten noch vermochten. Alle entscheidenden Fragen sind heute offene Fragen.

„Stil ist heute nicht mehr etwas Allgemeines, sondern etwas Persönliches, ja, eine Entscheidung von Fall zu Fall geworden“, meint Dürrenmatt. Wäre es war wirklich so, stünde es bedrohlich schlecht um das moderne Theater, denn wer würde 2-3 Stunden seiner kostbaren Zeit opfern, nur um sich ein kurioses und unverbindliches Experiment vorgaukeln zu lassen, welches der Autor als seine und unsere Umwelt plakatiert. — Nun, ganz so einfach liegen die Dinge nicht. Auch Dürrenmatt ist — wie jeder Dramatiker — bemüht, sein Publikum zu unterhalten. Dies aber kann er nur, wenn das Publikum ihm seine Engel, Bettler, Könige, Dirnen, Richter und Henker abnimmt. Das Publikum aber kann dies nur, wenn die dichterischen Gestalten gewisse Züge aufweisen, die es an sich selbst — meist aber wohl an seinem jeweiligen Gegenüber — entdeckt zu haben glaubt. Damit das Freiheitspathos eines Marquis Posa gedichtet und verstanden werden konnte, mußte erst Rousseau seinen „Contrat Social“ formuliert und damit einer allgemeinen geistigen Bewegung dieser Zeit eine begriffliche Fixierung gegeben haben. Und der Bettler Akki in Dürrenmatts Stück — „Ein Engel kommt nach Babylon“ — konnte erst gedichtet und verstanden werden, nachdem die Ideen Rousseaus im Blute zweier Weltkriege fragwürdig geworden waren. Freilich relativiert diese Behauptung in der Kunst nicht unbedingt das Freiheitspathos Marquis Posas, aber sie weist die Figur des Marquis doch teilweise in das Theater, das Dürrenmatt als Museum bezeichnet. Im Zeitalter der Atombomben sind die Freiheitsparolen von 1789 fragwürdig geworden. Die Freiheit unserer Jahrzehnte kann man bis zu einem gewissen Grade als Experiment verstehen. Ein sehr ernstes Experiment, wo nämlich der Mensch selbst sich als ein solches verstehen kann.

Es stimmt nicht, daß es, wie Dürrenmatt meint, nur noch „Dramaturgien und keine Dramaturgie mehr“ gibt. Niemand wird bestreiten, daß die Dramaturgien von Claudel, Brecht, Zuckmayer oder Dürrenmatt unterschiedlich sind. Aber das war bei Goethe, Schiller oder Kleist nicht anders. Und ob der Unterschied in der Dramaturgie zwischen Brecht und Claudel größer ist — soweit es jedenfalls die dramaturgische Technik anbelangt — als zwischen Goethe und Schiller, ist sehr die Frage. Auch das gegenwärtige Drama und Theater besitzen mancherlei gemeinsame Züge bei allen individuell und ideologisch bedingten Unterschieden seiner Autoren. Selbst Dürrenmatt hat seine geistigen „Ahnen“ und seine zeitgenössischen „Leitbilder“. Das soll hier nicht näher untersucht, sondern lediglich festgestellt werden, denn bei aller oft forcierten — und von Kritikern häufig betonten — Eigenwilligkeit Dürrenmatts, ist dieser doch in seinem persönlichen Stil den Bedingungen und Formen seiner Zeit — unserer Zeit — verhaftet. Diese Tatsache kann man negativ sehen und werten und den rapiden Formzerfall in seinen Werken zeigen, man kann sie aber auch positiv sehen und werten, indem man sie als Experiment betrachtet. Als Experiment eines begabten Autors in einer Welt, die sich als Experiment verstehen läßt, eben als Experiment der menschlichen Freiheit, die an den Punkt gelangt ist, wo sie sich selbst aufzuheben und zu vernichten vermag.

Akzeptieren wir diesen Standpunkt Dürrenmatts, so erhebt sich die Frage nach der Gültigkeit und Form seines dramaturgischen Experiments. Betrachten wir daraufhin seine Stücke. Bislang liegen neben einer Reihe von Einaktern wie „Besuch bei Nacht“ und einigen Hörspielen — erst kürzlich erhielt er den Kriegsblindenpreis — drei größere dramatische Werke vor: „Die Ehe des Herrn Mississippi“, „Ein Engel kommt nach Babylon“ und „Der Besuch der alten Dame“. Wir wollen hier nicht im einzelnen seine dramatischen Werke besprechen, sondern lediglich uns wesentlich erscheinende Gesichtspunkte seiner Dramaturgie an Hand seiner Stücke, in der Hauptsache von „Ein Engel kommt nach Babylon“ und „Der Besuch der alten Dame“, hervorheben.

Dürrenmatt schreibt Komödien. Diese Tatsache sucht er selbst zu begründen. Eine Tragödie setzt nach seiner Theorie eine „gestaltete Welt“ voraus, während die Komödie eine „ungestaltete, im Werden, im Umsturz begriffene“ Welt voraussetzt. Da das erstere nicht mehr gegeben ist, bleibt für den Dramatiker Dürrenmatt nur noch die Komödie möglich. Die Komödie schafft die notwendige Distanz, während die Tragödie diese gerade aufhebt. Distanz zu wem? Zum Publikum! — Schon dieses dramaturgische Mittel hat Dürrenmatt mit anderen modernen Autoren gemeinsam, wenn sie es auch auf verschiedene Art verwenden. Warum Distanz zum Publikum? Haben sich nicht Generationen von Dramatikern gerade bemüht, die Distanz zwischen Bühne und Zuschauer aufzuheben?

Distanz des Publikums zum Geschehen auf der Bühne hat nur Sinn, wenn damit die Absicht verfolgt wird, diesem einen besseren Einblick in die Strukturen der dort experimentell vorgeführten Scheinwelt zu verschaffen. Nur so erzeugt Distanz Spannung und nicht Langeweile. In seinem Stück, „ein Engel kommt nach Babylon“, läßt Dürrenmatt zu Beginn zwei Engel auftreten; streng genommen ist davon nur einer ein Engel, die andere Figur ist ein soeben geschaffenes engelgleiches Wesen, das sich von nun ab unter den Men-



schen zu behaupten hat. Dieses engelgleiche Mädchen soll den Menschen nicht anderes bringen als sich selbst. Es ist Dürrenmatt gleichsam die personifizierte Idee des Schönen und Erhabenen, die im Dicksicht der babylonischen Zivilisationsmaschinerie eine Behausung sucht. Doch sie bleibt unbehaust und stiftet im Gegenteil noch große Verwirrung. Der Engel könnte dem Repertoire des Käutnerfilms, „Der Apfel ist ab“, entnommen sein. Er berichtet nach seiner irdischen Landung von einem der Monde Jupiters, der ihm zwischen die Beine geriet, als er beim „Jupiter um die Ecke“ bog. Überhaupt erscheint er recht hilflos und er verfolgt seine Aufgabe keineswegs mit den Konsequenzen, mit denen es der gefallene Engel „Mephisto“ etwa im „Faust“ tut. Kurz, er hat keine tiefere dramaturgische Funktion. Die existentielle Polarität von Gut und Böse ist bei Dürrenmatt ausgeklammert. Der Engel ist ein ironischer *deus ex machina*, der selbst diese Funktion des alten Dramas nicht mehr recht auszufüllen vermag, da der Mittelpunkt der Welt verloren ging, der Mensch als Ganzheit mit seinem persönlichen Schicksal.

Doch halten wir uns nicht zu lange bei Dürrenmatts Engeln auf, sondern betrachten wir die Menschen, zu denen der Engel kommt. Einige haben Namen, so Akki der Bettler, Nebukadnezar der König von Babylon, der Exkönig Nimrod, der Obertheologe Utnapischtim und einige andere. Die meisten haben jedoch keine Namen, sondern lediglich eine dramaturgische Funktion: Der Erzminister, der General, Soldat 1., 2. und 3., Arbeiter und Arbeiterfrauen, der Feierliche (der Henker) und viele Dichter. Keine

FRIEDRICH DÜRRENMATT

Drei Skizzen von Gottfried Tritten

Figur des Stückes hat ein spezifisch individuelles Schicksal: die Personen haben auch keinen eigentlichen Charakter, sondern lediglich eine Funktion im sozialen Getriebe, das sie zu demonstrieren haben. Die Figuren sind auswechselbar, der König Nebukadnezar verkleidet sich in einen Bettler, sein Vorgänger Nimrod dient ihm als Fußschemel, während er vorher dieselbe Funktion bei Nimrod erfüllte.

Das Publikum soll Distanz zum Geschehen auf der Bühne haben. Es soll das Geschehen kritisch verfolgen. Das würde allzu starke Einfühlung in die Charaktere verhindern. Die Handlung ist auch nicht mehr in sich geschlossen, sondern setzt sich aus aneinandergereihten Situationen zusammen. Die Hauptperson, der Bettler Akki, stellt nicht den Charakter eines Bettlers dar, sondern er verkörpert den Typus des freien Menschen, der sich am Ende das Henkeramt erbettelt, um unter der Maske der Unfreiheit die Freiheit in bessere und würdigere Zeiten hinüberzuretten. Eine freilich dick aufgetragene Symbolik und zugleich eine spitzfindige, nicht ungefährliche Dialektik, die zumindest zweierlei über den Autor aussagt. Erstens, mit welchem Scharfblick dieser Schweizer seiner Zeit auf den Fersen ist, und zweitens, wie es ihm nicht gelingen will, seiner Dialektik der Freiheit eine adäquate dramatische Form zu geben. Die traditionellen Formen löst er weitgehend auf, er relativiert sie ständig in geschickt arrangierten Sketches. Diese Tendenz ist in „Ein Engel kommt nach Babylon“ noch am wenigsten vorhanden, sie dominiert aber in der „Ehe des Herrn Mississippi“ und im „Besuch der alten Dame“.

Worum geht es im „Besuch“? Es geht wieder — wie in fast allen Stücken Dürrenmatts — um die Frage der Freiheit und der damit verbundenen Schuld des Menschen. Um die Frage, ob und wie die Freiheit bewahrt oder gerettet werden kann, und wie sich dabei die Schuld des Menschen verhält. Dürrenmatt nennt dieses Stück eine „tragische Komödie“ — nicht eine Tragikomödie! In dieser grotesk-ironischen Trauerkomödie wirft der Autor die Frage auf, wo denn die Freiheit des Menschen zwischen der Unfreiheit der Armut und der materiellen Versklavung durch den Wohlstand eigentlich angesiedelt ist, d. h., wo ihr radikaler Anspruch noch existentiell vernommen wird. Mit anderen Worten die Frage, ob im Zeitalter der ideologisch fixierten und plakatierten Freiheiten der Völker noch die elementare Frage nach der Freiheit des Menschen in der Verantwortung jedes einzelnen gegenüber den anderen von Bedeutung ist. Diese aufgeworfene Frage ist von entscheidender Bedeutung, denn ihre Beantwortung wird ein Teil des Schicksals der Menschheit sein, jedenfalls einer Menschheit, deren Bild Jahrtausende geprägt haben, und welches jetzt im Verblassen ist. Dürrenmatt gibt freilich auf diese Frage keine Antwort. Wie könnte er? Aber er wirft sie als entscheidende Frage auf.

Soweit die dramaturgische Konzeption von Dürrenmatts Experiment. Aber wie setzt er sie in die Form seiner Stücke um, und was geschieht und verändert sich möglicherweise damit in der Konzeption? Seine Technik der Distanz bleibt im Ästhetischen angesiedelt, es ist vorwiegend die Ironie und Parodie. Seine Tendenz, Gedanken nicht in die zwingende symbolische Handlung von Sinnbildern zu fügen, sondern sie in theatralisch effektvollen Situationsspannungen ständig zu relativieren, gibt seinen Stücken oft etwas ästhetisch Unverbindliches, gewollt Geistreiches, das auf Kosten seiner fixierten Aussage der Ernsthaftigkeit seines dargestellten Experiments geht. Dies

wird besonders dort deutlich, wo der Autor sich bemüht — wie am Schluß vom „Besuch der alten Dame“ — mit der Persiflage einer dichterischen Apotheose sein eigenes, konstruiertes Weltexperiment ironisch zu verfremden. Das wirkt peinlich, weil die ironische Desillusionierung zu sehr die gescheite Konstruktion enthüllt und den Zuschauer damit zugleich weitgehend davon enthebt, diese überhaupt ernst zu nehmen. Es enthüllt aber auch das Fehlen der Fabel, die Dürrenmatt in seinen Stücken durch den „Einfall“ zu ersetzen sucht.

Im Einfall des Autors sieht Dürrenmatt das künstlerische Mittel der Komödie, Distanz zu schaffen. Schuld und Verantwortung setzt die Tragödie voraus. Da es für Dürrenmatt keine eigentlichen Schuldigen und Verantwortlichen mehr gibt (S. 47 seiner Theaterprobleme) — „Schuld gibt es nur noch als persönliche Leistung, als religiöse Tat“ — also alle ethischen Normen in sich fragwürdig geworden sind, käme uns nur noch die Komödie bei, aus der man das Tragische unserer Zeit bestenfalls als groteskes Grauen herauskristallisieren könnte. Indem aber Dürrenmatt den Einfall des Stückeschreibers an die Stelle der sinnbildlichen Fabel setzt, um die Schuld des Einzelnen nur noch als persönliche Leistung gelten zu lassen, muß er zwangsläufig die Spannung mehr von außen erzeugen und mit seinen Einfällen jonglieren. Dies bereitet dem Zuschauer unter Umständen ein artistisches Vergnügen, aber öfter Mißvergnügungen an der Scharlatanerie des Autors, der zwar häufig mit dem Entsetzen Scherz treibt, dem aber letztlich dazu die dichterischen Qualitäten oder der entlarvende Zynismus eines Wedekind oder Brecht fehlen, der unter die Haut geht. Mit den beiden letztgenannten Autoren verbindet ihn mehr, als man vielleicht anzunehmen geneigt ist. War die Wurzel der zersetzenden Ironie und des enthüllenden Zynismus bei Wedekind doch schließlich sein gekränkter Idealismus, der ihn zum radikalen Moralisten werden ließ, so verhält es sich ähnlich bei Dürrenmatt. Das Mädchen Kurubi, vom Engel nach Babylon gebracht, offenbart deutlich diesen Zug unseres Autors.

Intensiver aber ist Dürrenmatt wohl von Brecht beeinflusst. Dies ließe sich an vielen Einzelheiten der Dramaturgie Dürrenmatts nachweisen. Ist Brechts Verfremdungseffekt zunächst doch auch nichts weiter als ein künstlerisches Mittel, Distanz zwischen Publikum und Bühnengeschehen zu schaffen, den kritischen Verstand des Publikums zu schärfen, das einlullende Einfühlen in die Charaktere der Handlung zu verhindern, um diese selbst transparent zu machen. Auch Brecht nennt seine Stücke Versuche, auch er bevorzugt das Situationsstück. Aber Brecht spricht von der Fabel und nicht vom Einfall. Die Fabel und Parabel sind seine dramaturgischen Grundformen, die das Lehrhafte in der Sinnbildlichkeit geben. Für Brecht ist es auch keine Frage, daß die Schuld des handelnden Menschen in der Mißachtung der Verantwortung gegenüber dem Allgemeinen liegt. Für ihn ist die Schuld nicht eine Frage der persönlichen Leistung, die man als religiöse Tat werten kann oder nicht, wenn derjenige seine Schuld bekennt oder auf sich nimmt, der sich schuldig fühlt, sondern für Brecht ist die Frage der Schuld ein unumgänglicher ethischer Sachverhalt, dem sich der Mensch zu stellen hat, sofern er handelt.

In seiner Kritik an Brecht schreibt Dürrenmatt: „Brecht denkt unerbittlich, weil er an vieles unerbittlich nicht denkt“. Diesen Sachverhalt sieht Dürrenmatt lediglich vom ideologischen Standpunkt aus und akzeptiert ihn daher folgerichtig nicht für sich. Aber ist es nicht zu allen Zeiten so gewesen, daß die

großen Dramatiker an vieles unerbittlich nicht dachten, um das eine — das Entscheidende — unerbittlich zu Ende zu denken und zu gestalten? Warum ist Brechts „guter Mensch von Sezuan“ in seinen menschlichen Forderungen an den Einzelnen radikaler und tiefergehend als Dürrenmatts Engel, der nach Babylon kommt? Nicht weil Brecht neben dem Dichter auch noch Marxist gewesen ist, sondern viel mehr, weil er den Einzelnen im Publikum ansprechen will! Dürrenmatt schreibt: „Der Einfall verwandelt die Menge der Theaterbesucher besonders leicht in eine Masse, die nun angegriffen, verführt, überlistet werden kann, sich Dinge anzuhören, die sie sonst nicht so leicht anhören würde. Die Komödie ist eine Mausefalle, in die das Publikum immer wieder gerät“ (S. 50). Hier wird der entscheidende Gegensatz von Dürrenmatt zu Brecht deutlich.

Dürrenmatt will das Publikum mit seinen Einfällen als Masse überlisten. Dazu muß er es ästhetisch stimulieren, mit immer neuen Überraschungseffekten in Spannung halten. Die Distanz des Publikums gegenüber dem Bühnengeschehen muß verloren gehen, wenn der einzelne Zuschauer zum Teil einer Masse wird. Dürrenmatt versucht daher immer mit ästhetischen Mitteln der Ironie eine Distanz zu schaffen. Dahinter verbirgt sich Furcht — oder Unvermögen — vor dem unerbittlichen Denken. Nicht, daß dieses unerbittliche Denken — und Nicht-denken — zwangsläufig zum Kommunismus führen muß, auch der Katholik Claudel denkt unerbittlich, aber das unerbittliche Denken muß zur kollektiven Schuld führen. „Ich lehne es ab, das Allgemeine in einer Doktrin zu finden, ich nehme es als Chaos hin“, sagt Dürrenmatt von sich. Auch der Dramatiker Brecht hat in seinen besten Stücken das Allgemeine nicht nach einer Doktrin — der marxistischen — ausgerichtet, sondern er hat sich im Gegenteil bemüht, aus der Handlungsweise des einzelnen, die er auf der Bühne als Typus demonstrierte, die Schuld des einzelnen in der Verantwortungslosigkeit gegenüber dem Allgemeinen zu kennzeichnen.

Der Nerv der dramatischen Experimente Dürrenmatts sind die Widersprüche und Unstimmigkeiten unserer Welt, die Dürrenmatt mit Talent in seinen Stücken zu persiflieren weiß. Da er aber die Menschen heute für zu kollektiv schuldig hält, als daß man daraus noch eine kollektiv verbindliche ethische Norm ablesen könnte, nach der sich die Verantwortung des einzelnen gegenüber dem Leben und Miteinanderleben ausrichten könnte, und er deswegen diesen ethisch radikalen Anspruch auszuklammern versucht, bleiben seine dramatischen Experimente weitgehend bloße Experimente. Der Zuschauer vermag aus dem experimentierten Chaos Dürrenmatts keine Sinndeutung abzulesen, der eine existentiell verbindliche ethische Norm irgendwie zu Grunde liegt, da es für Schuld und Verantwortung in der Freiheit des Menschen für Dürrenmatt keine bindende ethische Norm mehr gibt. Dies aber erscheint uns als ein folgenschwerer Irrtum, denn es enthebt den Menschen letzthin als Individuum wie als Kollektivum seiner Verantwortung im Handeln, was ihn gänzlich dem Chaos ausliefern würde, aus welchem der Autor Dürrenmatt den Menschen gerade herausführen will, indem er es ihm in seinen Stücken demonstriert.

Dieser innere Widerspruch in der Dramaturgie Dürrenmatts scheint uns denn auch die Ursache dafür zu sein, daß sein Witz wie sein oft erfrischender Zynismus gegenüber dem Publikum doch nur mehr auf der Haut prickelt

als drunter geht. Hier ist er Wedekind näher als Brecht. Es fehlt Dürrenmatt in seinen Stücken die Unerbittlichkeit der Fragestellung. Sie durchleuchtet sie manchmal schemenhaft, aber der Autor selbst vermag sie nicht ins Sinnbild zu erheben, sondern er versucht sich mit einem neuen Einfall aus der Affäre zu ziehen. Die geheime Dialektik von individueller Freiheit und kollektiver Schuld, kollektivem Sein und individueller Schuld, von Schuld und Freiheit, Handeln und Verantwortung verflüchtigt sich bei Dürrenmatt oft in den Bereich ästhetischer Unverbindlichkeit, wo sie den Zuschauer zwar manchmal zu schockieren vermag, aber nicht die Möglichkeit gibt, der Strukturen seines Selbst gewahr zu werden. So fehlt auch die Dialektik von Schein und Sein, die bei Brecht produktiv geformt wird. Dürrenmatt bleibt im Bereich des Scheins, den er aber trotzdem manchmal blitzartig zu enthüllen weiß.

BÖSER WIND

Ein böser Wind kam in den Ort.
Die Ketten rissen an den Kähen.
Die Frauen hatten unbegriff'ne Tränen
Und die Männer träumten von Mord.

Die Fieberkurven auf den Karten stiegen
Und wer nicht mußte, ging nicht aus.
Die Kranken meuterten im Irrenhaus,
Die Ärzte schüttelten den Kopf und schwiegen.

Die Sonne schien in Gram sich zu versenken.
Kein Liebespaar saß auf der Gartenbank.
Die Säufer lärmten toller in den Schenken,
Von Unrast und Verzweiflung krank.

In Betten fanden sich die Leiber,
Beunruhigt von der Katzen Angstgekreisch.
Die Burschen an der Brust der Weiber
Schlugen die Zähne in das Fleisch.

Die Flüsse traten aus den Betten.
Die Vögel sträubten das Gefieder.
Unendlich stürzt' in grauen Ketten
Der Himmel auf die Erde nieder.

Eric Singer

ZEITSCHRIFTEN-RUNDSCHAU

„Die große Frage, zu der wir die Antwort suchen müssen, ist diese: Können wir die technischen und wirtschaftlichen Möglichkeiten unserer Zeit auch über unsere eigenen Nationen hinaus ihrer lebensgefährlichen Wirkungen entkleiden, indem wir sie in den Dienst der solidarischen Wohlfahrtsförderung und der Friedenssicherung stellen? Viele von uns sind pessimistisch. Sie verweisen auf die Schwierigkeit des Erlernens neuer Methoden der Zusammenarbeit zwischen Völkern verschieden in Tradition, Kultur, Macht, Wohlstand und Aspirationen. Gewiß erfordert dies die Mobilisierung starker seelischer und geistiger Kräfte, vergleichbar derjenigen, die im modernen Nationalbewußtsein vollzogen wurde.

Als der Mensch noch hilflos den Naturgewalten ausgeliefert war, konnte und mußte er Krieg — ebenso wie viele andere Heimsuchungen — als unentrinnbares Schicksal empfinden. Zu einer solchen determinationsgläubigen Apathie sind wir weder genötigt, noch berechtigt. Denn unsere Herrschaft über die Natur verpflichtet uns auch, anzuerkennen, daß Kriege von Menschen herbeigeführt und deshalb auch von Menschen verhindert werden können und daß jeder von uns mit verantwortlich für die Überwindung des Krieges als einer menschlichen Institution ist. In unserer Zeit hat der Mensch ganz besonders eindrucklich seine Fähigkeit zu zerstörerischer Organisation und Gleichschaltung — auch der Gefühle und Gewissen! — erwiesen. Es ist höchste Zeit, daß er nun auch seine Fähigkeit zu kooperativer Selbsterhaltung erweist, und zwar in der einzigen heute noch angemessenen Form, nämlich weltweit.

Der westliche Mensch muß in dieser Richtung vorangehen, nicht nur, weil er über die wirksamsten wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Mittel verfügt, sondern auch, weil er die Kräfte entfesselt hat, welche die internationale Anarchie unserer Zeit herbeigeführt haben — einschließlich der beiden Weltkriege und des Kommunismus.“ (*Die Friedenswarte*, Basel, 3/1958).

Diesen Sätzen von Professor R. Behrendt wird bestimmt niemand widersprechen. Sie sind eindeutig, klar und menschlich. Sie zeugen von tiefem Ver-

ständnis der Geschichte und stellen die Ausbreitung der Zivilisation ins Kalkül. Dennoch ist es möglich, mit ebenso guten Gründen das Gegenteil des Behrendtschen Vorangehens zu verfechten. Dort wo es um die konkrete Frage Auf- oder Abrüstung geht. Professor Michael Freund unternimmt es. Als einer unserer besten Englandkenner vergleicht er die jetzige Situation mit der Englands Hitler gegenüber.

„Kehren wir zu der Generalprobe der Geschehnisse von 1938 zurück. Elf Millionen Engländer stimmten damals ‚für den Frieden‘. Die braven Seelen — die edelsten Engländer waren dabei, die Elite der Universitäten und der Intelligenz, eine gläubige Jugend und Geistliche sonder Zahl, so gewissenrein und so glaubensstark wie einige Redner der Bundestagsdebatte — ahnten alle nicht, daß sie wenigstens dem stimmungsmäßigen Effekt nach nichts getan hatten, als England wehrlos zu machen gegen die Bomben Hitlers.

Die britische Regierung machte Vorschlag nach Vorschlag, den Vorsprung Hitlers in der Lufrüstung aufzuholen. Die Labour Party sagte Nein. Auf ihren Wahlplakaten stand: *The Tories want war*. Das Baby mit der Gasmaske war auf allen Wahlaufufen der Labour Party zu sehen. (Die Gasmasken wurden dann nicht gebraucht, weil die britische Regierung insgeheim Giftgas herstellen ließ, so daß die Anwendung von Giftgas für Hitler gefährlich wurde.) Die Labour Party steuerte stattdessen konstruktive Beiträge bei: Vorschläge für Weltkonferenzen, die nach dem Ausdruck von Sommerville für Hitler so attraktiv waren wie eine Bibel für eine Boa constrictor. Die Labour Party entschloß sich immerhin während des Abessinienkrieges für wirtschaftliche Sanktionen gegen Italien und damit auch — ohne genau zu wissen, was sie tat — für militärische Sanktionen. George Lansbury, der damalige Vorsitzende der englischen Arbeiterpartei, war gegen diese Sanktionen und hat eine Rede gehalten, die wir in der Bundestagsdebatte wiedergehört zu haben glaubten:

„Und wenn meine Stimme die einzige in dieser Konferenz wäre, dann

würde ich im Namen des Glaubens, zu dem ich mich bekenne, sagen, im Namen des Glaubens, den ich habe, daß Gott von uns erwartet, daß wir friedlich miteinander leben. Wenn einige Menschen uns nicht erlauben, so zu handeln, dann bin ich bereit, wie die frühen Christen hinzutreten und zu sagen: „Das ist unser Glaube, das ist das, wozu ich stehe, und wenn es notwendig ist, dann werde ich eben dabei sterben.“

Das war auch in der Bundestagsdebatte gesagt worden: Der Abgeordnete Heinemann hat das alte Wort „Lieber tot als Sklave“ abgewandelt in: „Lieber tot als Massenmörder.“ Die alten Quäker sagten, George Lansbury vorwegnehmend: „Lieber tot als Mörder.“ Aber diese beiden Formeln: Lieber tot als Mörder und: Lieber Tot als Massenmörder laufen darauf hinaus, im gegebenen Fall dem Mörder und dem Massenmörder die Herrschaft über die Erde zu lassen.

Der spätere Außenminister Bevin urteilte Lansbury scharf, „this talk of conscience disgusted him“, sagt Lansburys Biograph. Es bringe, so ruft Bevin giftig aus, die Führung der Arbeiterpartei in eine ganz falsche Lage, wenn man sein Gewissen von Mann zu Mann herumreichen und die Leute bitten solle, einem

zu sagen, was man damit tun soll. 1937 verkündete Lansbury, daß Großbritannien als Beispiel für andere abrüsten solle — als Beispiel für einen Hitler zum Beispiel! Am 19. April sucht Lansbury Hitler auf. Lansbury ging mit dem Bewußtsein weg, daß Hitler den Frieden nicht weniger wolle als er selbst.“ (*Die Gegenwart*, Ffm. 309/1958).

Die Frage ist natürlich, ob diese Analogie stimmt. Ich bin der Meinung, daß sie nicht stimmt, weil ich die Männer im Kreml für klüger halte als weiland die im Braunen Hause. Auch scheint mir Freunds Voraussetzung unhaltbar, daß die Deutschen — Hitler ging, die Nazisten blieben — Atomwaffen haben müssen, weil sie in der NATO sind und weil die Amerikaner diese Waffen haben. Beides scheint mir durchaus möglich, ohne daß die bundesrepublikanischen Divisionen über sie verfügen. Denn Amerika, nicht Deutschland, ist heutzutage, wenn der Ausflug in die Geschichte irgendeinen Sinn haben soll, in der englischen Rolle von 1938, und es ist fürwahr besser darauf vorbereitet als die Engländer auf Hitler. Für ein Volk, das Großmachtpolitik nicht treiben kann und auch nicht will, ist der Ruf nach bester „konventioneller“ Ausrüstung verständlich; aber nicht der nach den letzten Mitteln der Vernichtung. *Harry Pross*

MÜDE BIN ICH

Müde bin ich, meine Augen werden schwach,
und ich habe nichts erreicht im Leben —

Sah den alten Irrsinn sich erneuen,
Mörder straflos sich der Beute freuen —

Meine deutschen Bücher liegen brach.

Seh' die Wiederkehr der alten Herren,
hör' die Priester auf dem Markte plärren —

Keiner der nicht mitplärrt kommt zu Wort;

Nur die Kranken, nur die Krummen,
nur die alten Narren, nur die jungen Dummen

Tanzend auf dem großen Kehrichthaufen,
Hochverzückt reihum vom Speichelsaufen —

Nur die Bestie pflanzt sich fort

Nur die Bestie pflanzt sich fort.

Peter Grund

WIRTSCHAFTS - RUNDSCHAU

Das Wirtschaftsklima in den *Industrieländern* der Welt ist umgeschlagen. Die Vereinigten Staaten befinden sich in einem deutlichen Rückgang der Wirtschaftstätigkeit. In den europäischen Ländern hat das Wachstumstempo sehr unterschiedlich bis zur Stagnation nachgelassen. Der noch anhaltende Rückgang der Preise vieler Welthandels Güter bringt für die Rohstoffländer zunehmende Schwierigkeiten. Die Sorge, diese Umstände könnten eine weitere Verschlechterung des Wirtschaftsklimas auch in den noch günstig dastehenden Ländern verursachen, führt zu wachsendem Verlangen nach „aktiver Konjunkturpolitik“ in einzelnen Ländern und zu Plänen für eine internationale Kooperation zur Hilfe für die Entwicklungsländer. Man hat in den letzten Jahren viel hinsichtlich der Möglichkeiten monetärer Konjunktursteuerung gelernt. Sicherlich kann ein gutes Zusammenspiel zwischen Notenbank- und allgemeiner Wirtschafts- und Finanzpolitik die großen Konjunkturzyklen früherer Zeiten mit ihren extremen Spitzen vermeiden, kurzfristige Schwankungen von noch ungewisser Breite aber wohl nicht ausschließen. Jetzt muß man sich mit dem neuen Phänomen auseinandersetzen, daß — in den USA und in andern Ländern — beim Konjunkturrückgang und sinkenden Welthandelspreisen die Fertigwarenpreise und Lebenshaltungskosten noch steigen. Die Starrheit des Preis- und Kostengefüges bei nachlassender Nachfrage stellt ein neues Problem. Würde durch monetäre „aktive Konjunkturpolitik“ ein neuer Aufstieg gleichsam künstlich eingeleitet, so würden anziehende Preise auf dem Niveau der Hochkonjunktur aufbauen. Für den Geldwert würde dies gleichsam eine „strukturelle Minderung“ bedeuten. Man steht vor dem Problem, einen wirtschaftlichen Aufstieg wieder einzuleiten, ohne daß inflationäre Erscheinungen entstehen.

Der Rückgang der Wirtschaftstätigkeit in den USA betrifft hauptsächlich Erzeugung und Absatz dauerhafter Güter. In deren Bereich gehen die Aufträge an die Industrie bei verstärkt sich fortsetzendem Lagerabbau ständig zurück. Die Rezession ist einmal eine Folge über-

starker Ausdehnung der Produktionskapazitäten in der Aufschwungszeit. Ausgelöst wurde sie durch ein plötzliches vom Wirtschaftlichem her nicht erklärbares Nachlassen der Kaufbereitschaft für dauerhafte Verbrauchsgüter. Die Käufer verließen die Gewohnheit der letzten Jahre, stets „das Neueste“ zu kaufen, und fuhren z. B. ihr Auto vom Vorjahr weiter. In den ersten fünf Monaten dieses Jahres blieb die Autoproduktion 34% unter der der gleichen Vorjahrszeit. Die durch den Nachfragerückgang nach dauerhaften Verbrauchsgütern ausgelöste Mindernachfrage der Produzenten nach Stahl, Metallen usw. führte zur Ausbreitung des Rückschlages und die hohen aber gering ausgenutzten Kapazitäten zu starker Kürzung der Investitionen in der Wirtschaft. Im 1. Quartal 1958 lagen sie 43 % unter denen der gleichen Vorjahrszeit. Wegen der „Überkapazität“ sehen die Investitionspläne der Industrie weitere Kürzungen bis in 1959 hinein vor. Unter diesen Umständen kann auch die sehr leichte Verfassung des Geld- und Kapitalmarktes die Investitionstätigkeit kaum anregen. Wenn auch die Räumung der Lager im Spätherbst vielleicht zu einer Zwischenerholung führt, dürfte ein neuer Aufstieg wohl erst im Laufe des kommenden Jahres einsetzen.

In *Großbritannien* ist die Sorge, die amerikanische Rezession könnte auf die eigene Wirtschaft rückwirken, besonders groß. Seine Lage ist ausgesprochen schwierig. Es hat mit Geschick die Stabilität des Pfundes verteidigt und seine Zahlungsbilanz gebessert. Aber die Industrieproduktion lag 1957 nur wenig über der von 1955. Jetzt läßt der Auftragsingang auf wichtigen Gebieten nach. Die Neubestellungen an Werkzeugmaschinen sind auf den niedrigsten Stand seit vier Jahren gesunken. In der Autoindustrie zeigt sich eine erste Schwäche beim Export. Ein — auch nur leichter — Rückgang der Wirtschaftstätigkeit würde innenpolitisch die Stellung der Regierung bedenklich erschweren; die Nachwahlen beweisen ein deutliches Schwinden des Vertrauens. Deshalb ist die britische Regierung an einem baldigen Ende der amerikanischen Rezession und an allen Möglichkeiten interessiert, die den

weltwirtschaftlichen Warenaustausch ausdehnen und die Kaufkraft der Entwicklungsländer stärken könnten.

Frankreich bietet ein unverändert widerspruchsvolles Bild. Seine Industrieproduktion steigt am stärksten von allen europäischen Ländern. Sie lag im 1. Quartal 1958 um 7 % über der gleichen Vorjahrszeit, bei den andern Ländern — wenn überhaupt — um 2-4 % höher. Aber die Handels- und Zahlungsbilanz ist so stark passiv, daß sie die zur Stabilisierung gegebene Kredithilfe aufzehrt hat. Die Abwertung des Franc hat sich in der starken Steigerung von Preisen und Löhnen schnell erschöpft. Frankreich ist nicht ausreichend wettbewerbsfähig, die Ausfuhr stagniert. Im Augenblick ist nicht zu übersehen, ob die Regierung de Gaulle die finanzielle Stabilität, den Ausgleich des Budget und die Anpassung des Außenwertes des Franc erreichen und Frankreich wieder in einen normalen und liberalen Güteraustausch mit andern Ländern einfügen kann. Gelingt dies, so würde Frankreich sich in einiger Zeit als kräftiger Wirtschaftspartner erweisen. Denn es hat in den letzten Jahren — zu einem erheblichen Teil mit inflationären Staatsmitteln — seine Kapazitäten stark ausgebaut und modernisiert.

In seinem jetzigen Zustand bildet Frankreich einen Hemmschuh, wenn nicht gar eine Bedrohung für den Fortgang der europäischen Wirtschaftsintegration. Für die ersten materiellen Schritte im EWG-Vertrag ab 1. 1. 1959 (Zollabbau 10 %, Umbau der Kontingente) wird es Dispens brauchen und erhalten. Aber es geht nicht nur um die EWG. Es wird immer deutlicher, daß die Freihandelszone (FHZ) als Ergänzung zur EWG unerläßlich ist. Die der EWG nicht angehörenden Staaten der OEEC sind nicht gewillt, sich durch den Außenzolltarif der EWG — diesem so unglücklichen Gebilde — diskriminieren zu lassen. Gegenmaßnahmen jener Länder würden die Handelsbeziehungen innerhalb Europas erst recht von dem in der OEEC erreichten Grad der Freiheit zurückfallen lassen. Die Lösung der sachlichen Kernprobleme der FHZ — das Abschirmen des nichterwünschten zollfreien Einströmens von Waren aus Drittländern über das Niedrigstzollland und die Einbeziehung des Agrarsektors — ist im Grunde noch keinen Schritt weitergekommen. Mögliche Lösungen hängen aber weitge-

hend von der Haltung Frankreichs und diese wiederum von seiner internen Wirtschaftsgestaltung und der Gestaltung des Afrika-Problems ab. Unter diesen Umständen erscheint es sehr fraglich, ob ein Rahmenvertrag über die FHZ, in dem sich die Länder feierlich zu ihrer Schaffung verpflichten, ohne indes noch zu wissen, wie sie funktionieren soll, vor Jahresende zustande kommt. Es fragt sich, ob solcher Vertrag überhaupt sinnvoll wäre. Nicht nur für das Anlaufen der kleineuropäischen Wirtschaftsintegration und für die Schaffung der FHZ, sondern sogar für den Fortbestand des bisher Erreichten trägt Frankreich in den nächsten Monaten eine außerordentliche Verantwortung.

In der Bundesrepublik liegen Produktion und Beschäftigung immer noch — wenn auch nur gering — über Vorjahr. Die Wachstumsrate wird allerdings immer kleiner. Bei kräftiger Steigerung des Masseneinkommens, von der etwa ein Drittel gespart wurde — liegen die Einzelhandelsumsätze dem Wert nach um etwa 4 %, dem Volumen nach kaum höher als vor einem Jahr. Die Entwicklung auf dem Bausektor, die wegen der Witterung sehr spät einsetzte, die leichte Belebung bei den Ausrüstungsinvestitionen der Wirtschaft und der offenbar beträchtliche Abbau von Lägern (z. B. bei Stahl, aber auch bei Textilien) gestatten den Optimismus, daß der Grundzug der Konjunktur aufwärtsgerichtet bleibt, wenn sich nicht in der Weltwirtschaft überraschenderweise der Rückgang verschärfen und auf uns zurückwirken sollte. Wichtige Industrien, wie der Fahrzeugbau und die gesamte Elektrotechnik befinden sich ohne Unterbrechung in einer starken Expansion. Der Lagerabbau führt zwar auf einigen Gebieten zu starkem Rückgang der Aufträge, ist aber die Voraussetzung für einen späteren Wirtschaftsanstieg.

In der Phase der konjunkturellen Beruhigung, in der wir stehen, findet die schon lange erwünschte finanzielle Konsolidierung der Wirtschaft statt. Die anhaltend hohe Spartätigkeit führt zu einer großen Aufnahmefähigkeit des Kapitalmarktes und gestattet den Banken eine kräftige Ausdehnung ihres mittel- und langfristigen Kredits an die Wirtschaft. Die Wertpapieremissionen und langfristige Bankkredite ermöglichen vielen Unternehmen Schuldentrückzahlun-

gen bzw. Umlagerung bisheriger Kurzsulden. Den Schluß, daß in großen Teilen der Wirtschaft sich das Verhältnis von Eigen- und Fremdkapital, vor allem aber das der kurzfristigen zu längerfristigen Verbindlichkeiten wesentlich gebessert hat, läßt sich aus dem ungewöhnliche, langanhaltende Rückgang der bei den Banken genommenen kurzfristigen Wirtschaftskredite zu. Sie sind stärker zurückgegangen als aus dem Nachlassen des Wirtschaftswachstums allein sich erklären ließe.

Im Außenhandel und bei der Zahlungsbilanz bahnt sich ein Wandel an. Der Auftragseingang aus dem Ausland war im 1. Quartal 1958 um 9 % niedriger als vor einem Jahr, die Neuaufträge lagen unter den Auslieferungen. Schon in den letzten Monaten zeigte der Export Symptome der Stagnation; der Auftragsschwund kann in einiger Zeit zu einem gewissen Ausfuhrückgang führen, gegen den Bedenken nicht bestehen. In den letzten Monaten war der Ausfuhrüberschuß wieder sehr hoch, weil die Einfuhr infolge der Preisschwäche der Weltmarktgüter und am Frachtenmarkt sich erheblich billiger stellte, obwohl sie dem Volumen nach weiter stieg. Es zeichnen sich somit Tendenzen für ein besseres außenwirtschaftliches Gleichgewicht ab, zumal auch unsere Verpflichtungen gegenüber dem Ausland aus Schuldenrückzahlung, Wiedergutmachung usw. steigen. Damit wird die Aufgabe der Notenbank leichter. Sie steht dann weniger unter dem Druck und der Notwendigkeit, die von der Außenwirtschaft kommenden inflationären Tendenzen abfangen zu müssen und kann einer binnenwirtschaftlichen Expansion elastischer und sorgenfreier nachgeben.

Dabei wird der Gold- und Devisenbestand der Bundesbank, der im Ausland vielfach Gegenstand des Begehrens ist, sich verringern. Man hält die Bundesrepublik für ein „reiches“ Land, das Gold ansammelt und seinen Pflichten als Gläubiger, es auch wieder auszuleihen, nicht genügend nachkommt. Man bedenkt nicht, daß von den ca. 23 Mrd. DM Währungsreserven der Bundesbank (Ende 1957) nur etwa 16,6 Mrd. DM frei verwendbar waren, und daß die Differenz im Grunde Kredite an das Ausland dar-

stellen, z. B. über unsere Beteiligung an der Weltbank und (mit über 4 Mrd. DM) über die EZU an die Länder der OEEC. Man bedenkt meist auch nicht, daß diese Währungsreserven fast das ganze derzeitige Auslandvermögen unserer Volkswirtschaft darstellen, dem auf der andern Seite wachsende Verpflichtungen gegenüberstehen. Unserm Kapitalexport wirkt der immer noch sehr hohe innerdeutsche Kapitalbedarf entgegen, und Kapitalanlagen im Inland bringen höheren Zinsertrag als solche im Ausland. Dennoch steigt die private Kapitalausfuhr ständig, meist als Lieferantenkredit für Exporte, deren politisches und Transfer-Risiko der Staat abdeckt. Wenn auch die finanzielle Enge des Bundesetats unsere Beteiligung an internationalen Projekten zur Stützung der Weltkonjunktur und zur Förderung der Entwicklungsländer sehr schwierig macht, dürften wir uns doch künftig an solchen Projekten in steigendem Maße beteiligen.

Die Lohnentwicklung hat sich in jüngster Zeit beruhigt. Die Lohnerhöhungen übertrafen aber immer noch die Zunahme der Produktivität. Diese Tendenz zeigt sich in den meisten wichtigen Ländern. Sie dürfte der Hauptgrund dafür sein, daß trotz nachlassender Nachfrage manche Preise weiter steigen. Die (preissteigernde) „inflationäre“ Nachfrage ist — wie man neuestens sagt — von einer „Kosteninflation“ abgelöst worden. Es ist noch nicht der Zustand erreicht, in dem das Verhalten der wirtschaftenden Menschen und ihrer Repräsentanten Vollbeschäftigung und Stabilhaltung des Geldwertes im Rahmen des Systems der freien Wirtschaft in Einklang halten. Immer wieder werden durch das Preis- und Lohn-Verhalten die von der Währungspolitik für eine ruhige Gesamtentwicklung gesetzten Daten gestört. Die vornehmste Aufgabe der Wirtschaftspolitik liegt darin, für eine Rücksichtnahme auf die immanenten Gesetze der freien Wirtschaft zu sorgen. Sonst besteht — wie die Bundesbank mit Recht sagt — ständig die Gefahr, daß die Entwicklung „einem der drei Übel zum Opfer fällt: Inflation, Drosselung des Wachstums oder zunehmendem Dirigismus.“

Friedrich Lemmer

Der veränderte Zustand

Meditationen im Krankenhaus

Es drehte ihn einmal um seine Achse, er hörte ein grusliges Knirschen, und ehe er noch platt auf dem Schnee lag, wußte er, daß nun vieles anders sein werde, daß, was soeben noch gegolten hatte, nicht mehr galt. Ein Bein war gebrochen — nicht mehr als das, immerhin ein Organ der Freiheit. Das verleugnerte Schicksal hatte in den Alltag sein Wörtlein hineingeredet und das Geleise umgelegt. Der Faden, der von der Spule der Zeit auf seinen Webstuhl hinüberlief, war gerissen, indes die Spule sich unbekümmert weiterdrehte.

Der veränderte Zustand trat als etwas, das sich niederließ und einnistete und als das Nun-Gültige begriffen wurde, erst ein, als er die Augen wieder aufschlug und in der nackten Kammer sein in ganzer Länge weiß gepanzertes Bein vor sich liegen sah, einen starren Gegenstand, der doch zu seinem Leibe gehörte. Zwischen dem Sturz und diesem klaren Augenaufschlag lagen der Schock des knirschenden Bruchs, ein paar Minuten verzweifelter Selbsthilfe, die Seligkeit der Errettung, die in die Aufnahme durch kundige, beflissene Hände mündete, und eine Spanne völliger Abwesenheit jedes Bewußtseins, ein Stückchen Tod: er hätte nicht sagen können, ob dieses Intervall zehn Minuten oder zehn Tage gewährt hatte. Jetzt lag er an seiner weißen Röhre vor Anker, immobilisiert, festgewachsen am Bett gleich jener niederen Tierart, die, am Meeresboden verwurzelt, nach allen Seiten Arme regt, ohne je über die ihr bestimmte Sphäre hinausreichen zu können — abhängig bis zur Komik: wenn ein Bleistift vom sauberen Leinen rollte, empfahl es sich, klaglos einer anderen Beschäftigung sich zuzuwenden. Aus dem Status leidenschaftlicher Aktivität und Planverfolgung war er in eine fast totale Angewiesenheit versetzt, der Gnade der Menschen ausgeliefert, ein natürlicherweise nicht Lebensfähiger. „Das Menschliche mußte er in einem Maße ausbaden“ (Goethe), wie man es kaum der Liebe zumuten mag, ungern selbst einem bezahlten Willen.

Da lag er nun, und die Flut der Zeit brach über ihn herein. Wie sollte er sie dämmen, fassen, auf Mühlen leiten, sie, deren bisher nie genug gewesen war, seinen Weizen auszumahlen? Unaufhaltsam läuft es von der Haspel ab, das endliche, ihm zugemessene Band des Lebens und vergeudet sich.

Ein paar Tage vergingen, dann war die gewohnte Unrast abgelegt und an ihrer Stelle das von der Natur, die unmerklich an ihm arbeitete, beliebte Zeitmaß angenommen, das Tempo, das sich nach dem Bedarf des Dinges richtet, nicht nach Uhr und Kalender, nicht nach Geheiß des Menschen, und das, gebilligt und zum eigenen Rhythmus erhoben, den noblen Namen „Geduld“ führt. Denn Geduld ist die Fähigkeit, dem Werden der Dinge seine Eigengeschwindigkeit zu belassen. Ihr Element ist das Warten; Warten ist reinstes Erlebnis der Zeit. (Und also war auch dies ein Erleben und darum lebenswertes Sein.)

Er war in eine Anstalt aufgenommen. Erläutern wir das Wort mit dem Korn von Ironie, das in ihm steckt: eine Anstalt ist ein Institut, in dem mit dem Menschen etwas angestellt wird, eine Manufaktur am Lebendigen. Sehr bald erkannte er widerstrebend, daß er nicht so sehr Gegenstand der Obhut und Pflege war — nicht so sehr, wohlgemerkt — als ein Objekt, an dem die Anstaltsordnung unerschütterlich zu vollziehen sei. (Der Tag begann vor halb sechs, und der gemeinhin für jede Genesung als förderlich geltende Mittagsschlaf wurde durch drei methodische Unterbrechungen in Abständen von je einer halben Stunde vereitelt.) Diese in einem Kompromiß zwischen Heilungsdienst und sozialer Rücksicht auf die Leistungsfähigkeit der dienenden Kräfte ausgehandelte Regel war gleichsam der *élan vital* des Hauses, zum Selbstzweck erstarrt. Auch die der Menschlichkeit im höchsten Grade gewidmete Caritas erwies sich als durch die praktische Notwendigkeit versachlicht und mechanisiert, und es betrübte zu sehen, daß dieser Versachlichung des Persönlichsten, dieser Routine der Güte, die Schwesternschaft, also das weibliche Geschlecht (das für das lebensnähere gilt) stärker unterworfen war als das männliche: unvorstellbar, „in den Armen“ dieser verhassteten, Türen werfenden Schwestern zu sterben. Nächstenpflicht, persönliche Menschenhilfe, unzuverlässig aber zart, hatten sich unter dem Zwang des Zeitalters der Rationalisierung in eine vollkommen zuverlässige, aber seelenentleerte Apparatur verwandelt. Jenes Mittel steuerlicher Abgeltung des Erbarmens, das sich überall als so leistungskräftig beweist, war auch hier zur Anwendung gelangt: der Staat sprang ein und funktionierte. Die mit solcher Exaktheit verbundene Absonderung und Abdichtung der Anstalt gegen die Welt (die das von ihr angerichtete Unheil jener zur Heilung überwies) bewirkte eine peinliche Ähnlichkeit des Instituts mit den an die Peripherie des Lebens gedrängten Mauergehegen, in denen wir unsere Toten abstellen — nicht nur aus sanitären Gründen, sondern auch aus dem verheuchelten Wunsche, ihrer glückstörenden Mahnung zu entgehen. — Dies war es, was der eingelieferte Ausgelieferte am ersten empfand: die Einteilung des Tages nach dem Bedürfnis, die Anstaltsordnung zu erfüllen, und die damit verbundene schiere Unmöglichkeit, ohne Anmaßung individuelle Ansprüche zu stellen.

Der große Heilungsstaat ist autark. Einrichtungen zum Verkehr mit der Außenwelt sind für seine Objekte nicht vorgesehen. Die Schwestern stecken etwa geschriebene Briefe unter den Schürzenlatz und geloben, sie weiterzubefördern. Am Portal der Anstalt hängt (wie er Monate später entdeckt) ein Postbriefkasten, der die nervenberuhigende Aufschrift zeigt: „morgen“. Solcher Verkehrsweg genügt dem Normalpatienten, einer Erscheinungsform des heute maßstabgebenden Menschen der großen Zahl, dessen stereotype Bedürfnisse auch sonst im Hause die Einrichtungen bestimmen. Dieser Normierte läßt sich (wofür er nicht von Schmerzen gepeinigt wird), den Zustand vorübergehender Aufgehobenheit und staatlicher Enthebung von Pflichten und Sorgen gern gefallen und stellt, da er pünktlich ernährt und an Schicksalsgenossen Unterhaltung findet, keine störenden Sonderansprüche. Indes, wer entspricht ganz der Norm? Es bleibt ein unauflösbarer Rest von Eigenleben. Die Frau, die an ihre Ehe denkt, die Mutter, die aus dem Haushalt gerissen ist, werden am Morgen in Tränen vorgefunden. Den Geschäftsmann läßt der Gedanke an seinen unzulänglichen Prokuristen nicht schlafen. Und wie steht es mit dem Vertreter

jener aussterbenden Kaste, die das Steuerformular als „freie Berufstätige“ rubriziert? Niemals ist ihm die Bedrohtheit ihrer Ausnahme-Existenz bewußt geworden als hier. Er arbeitet weiter, wie es Kopf und Umgebung erlauben, — in verändertem Zustand unverändert. Doch allmählich wiegen auch dies Gesellschaftsglied Ohnmacht und Einsicht in den Halbschlummer reiner Kreatürlichkeit. Zunehmend zeigt sich, daß es nicht nur der Leib ist, der einen Schaden davongetragen hat, auch die Seele ist beschädigt. Die alsbald wieder aufgenommene Tätigkeit, der Zeitflut entgegengeworfen, erzeugt nur Produkte, die vor der noch wachen Kritik nicht bestehen.

Er hat von Anfang an die Tage nicht gezählt und nach Terminen nicht gefragt. Es wäre müßig. Der neue Tag beginnt ihm mit dem kupferfarbigen Schein, den die Sonne auf die weiße Wand wirft. Hat er, dieser Schein, nun schon gelb geworden, den Pfosten erreicht, ist es sechs Uhr. (Die Nachtschwester ist längst hindurchgeglitten.) Hat er die Ecke erreicht, ist es Zeit, sich zu waschen, ein fröhliches, ermutigendes Geschäft, sobald man, auf dem Gipsbein stehend, es wieder ohne Hilfe verrichten kann. Danach erscheinen Pfleger und Tagesschwester, um mit einträchtigen, methodischen Handgriffen das Bett zu erneuern. Die nächste halbe Stunde verrinnt in gespanntem Warten. Dann ist es acht Uhr geworden, und mit kleinen Schwankungen in der Pünktlichkeit erfüllt sich der beste Programmpunkt des Tages: die Tür öffnet sich zögernd vor dem Tablett, auf dem das reiche Frühstück steht und von dem es nun dem aufrecht Sitzenden über das Bett geschoben wird. Die Zeitung liegt dabei. Es wird eine Zigarette angezündet, und es formt sich ein Zeitkörper abgeschirmten Behagens, der dem Patienten in seinem gesunden Leben abhanden gekommen ist. — Behagen ist eine Zwergform des Glücks. Täglich wird diese kleine Portion Glück verabreicht, ein bares Geschenk der Klausur.

An bestimmten Tagen, zu genau begrenzten Stunden füllen sich die Flure mit dem Getrampel lebenssicherer Füße. Es ist Besuchszeit; die Welt dringt, von unterschiedlichen Motiven getrieben, in die Krankenzimmer: Liebe, die zueinander strebt, Freundschaft, die sich in Teilnahme und Anregung bewährt, und die vielen Formen der Pflicht, deren vornehmste „Nächstenliebe“ heißt, deren niedrigste „gesellschaftliche Bindung“. Die Füße der einen eilen auf die Krankenzimmer zu, andere zaudern wie die von Bittstellern und entfernen sich später wieder mit der Hast leicht davongekommener Sünder. Krankenbesuche sind dem privaten Bereiche belassene Reste der Fürsorge, sie enthalten Opfer, Opfer an Zeit und Überwindung der Scheu, die der Gesunde vor dem Leiden hegt. Sie konfrontieren mit der vernachlässigten Dankeschuld für die große Gabe der Gesundheit, an welche die in die Betten Gebannten mahnen. — Wie weit geht unsere Pflicht zur Menschenhilfe? Albert Schweitzer würde antworten, sie habe keine Grenzen. Aber ach, es ist nicht allein die Gewohnheit der Güte und Anteilnahme, was uns abhanden gekommen ist, uns fehlt die Zeit. Aus Mangel an Zeit haben wir den größten Teil der Sorge für die Leidenden der vollkommener arbeitenden Organisation überlassen. — Trotzdem werden dem Einsamen, der in leeren Stunden dies alles erwägt, die ausbleibenden Besuche und Briefe zu strengen Richtern für die Säumigen und für ihn selbst. Wieviel Schuld trägt er selber an der Säumnis? Weh dem, der in guten Tagen keine Treue gesammelt hat!

Nein, es sind nicht das Herz und die Übung der Nächstenhilfe, was uns abhanden gekommen ist: die Gelegenheit ist uns genommen. Sobald ihm gestattet ist, sich vermöge der für diesen Zweck veränderten Gipshülse zu bewegen, wieviel frohbereite Hilfe begegnet ihm auf den Fluren und Treppen, wo er sich akrobatisch tummelt! Im einzelnen Menschen steckt viel mehr ideales Wollen, als die Menge verrät. Wieviel Lust an der Güte und Bereitschaft, auf die Schuld der Gesundheit einen Groschen abzutragen! Doch in dem kleinen Genesungspark hinter dem Haus sitzt auf einer Bank dem Lahmen gegenüber ein Motorradbote, der wartend frühstückt. Im Aufstehen entfällt dem Unbeholfenen eine Krücke. Der Mann in seiner Lederjacke blickt auf und füttert sich weiter. *Ist* der Mensch so? Wirken so zwanzig Jahre falscher oder fehlender Jugendbildung? Nein, der Mensch ist so nicht, und die Umwelt trägt hieran schwerlich die Schuld. Dies hier ist ein Fehlgriff der Natur, eine moralische Mißbildung. — Man legt's in sein Fach und baut weiter auf dem breiten Felde der Güte, die man selbst von kleinen Knaben erfährt.

Und der Leidende seinerseits, mit welchen Augen betrachtet er die Gesunden? Beneidet er die Anderen um den frohen, selbstverständlichen Automatismus ihrer Glieder? Wenn Neid Mißgunst enthält, wäre das nicht das richtige Wort. Sie erscheinen ihm als eine höhere Gattung. So mag der sprachlose Hund den redegabten Menschen betrachten, so der Wilde den Repräsentanten der Zivilisation. — Das Vertrauen in den Aufstieg zu jener höheren Daseinsform ist von Zweifeln unwittert, die Erinnerung an den früheren „Zustand“ gleicht der Erinnerung an einen Traum.

Aber jeden Tag zweimal tritt die *Kraft* in sein Zimmer, die überzeugende Suggestion. Die Tür öffnet sich mit gebietendem Ruck, und der Chefarzt, der Generalbevollmächtigte der Natur (die das Leben und die Gesundheit will) erscheint in dem strahlend weißen Gewande, das dem Boten dieser Gottheit ansteht. Es ist nicht auszusagen, wieviel Faszination von seiner Erscheinung ausgeht, wieviel Mut zur Wiedererstehung!

Sie hat schon begonnen. Und mit ihr nahen sich jene wohlfeilsten (zwar im voraus bezahlten) Freuden, die uns die Erlösungen von einem Übel bereiten. Was fragt der Erlöste nach ihrem absoluten Wert? Das Gefühl ist immer absolut — unbestreitbar. Auf Krücken und durch die starre Gipssäule gestützt, gelingt der erste selbständige Gang und alsbald, am Treppengeländer, der erste Abstieg, der unter dem freien Himmel auf einer Gartenbank endet. Stolz und Rührung mischen sich auf eine absurde Weise beim Blick in die knospenden Büsche und Bäume, durch die wärmend eine Sonne dringt, die man auf dem blendenden Schnee verließ. (Die Situation ist so oft in der Lektüre erlebt worden, daß man ihre Echtheit gegen das Klischee verteidigen muß.)

Man räumt ihm das Vorrecht ein, sich in der Gärtnerei zu ergehen. Die Langsamkeit, mit der er sich in dem großen Felde bewegt, erinnert ihn selbst an die Mühsal kleiner Insekten, deren Weg man erst nach Minuten geduldigen Zuschauens begreift. Die Gärtnerei ist ein von Mauern aus gebrochenem Stein umhegtes Geviert. Pfirsiche blühen jetzt. Ihr süßes Rot, vor den grauen Mauern, welche die Welt aussperren, über dem noch gelben Boden, weckt alte, schöne Bilder, es versetzt ihn nach Italien. Die Certosa di Pavia umgibt ihn! Er gelangt an eine Stützmauer, die ihm das Sitzen und Ruhen gestattet. Die

Sonne bescheint ihn, sie ist fast zu stark. Der Gärtner schreitet vorüber, ein Herrscher in seinem Reich, ein gütiger König und ein Mann, sprühend von Gesundheit und Kraft. (Irgendwo las er dies Wort: Der Bankier sagte: „Mein Garten...“. Der Gärtner lächelte. — Das berührt das Unlösbare im sozialen Problem.)

Die Sonne bescheint ihn, ein Duft von Hoffnung und Ahnung ist in der Luft, und er ruht aus. Aber wo bleibt die Einkehr? Die Einsamkeit wäre groß und tief genug. Er atmet nur den Hauch der sich erneuernden Natur, mit der die eigene Erneuerung verschmilzt. Er verfolgt den Gang des Frühlings mit einer Sinnlichkeit, die ihm seit Jahrzehnten nicht vergönnt war. Jetzt brechen die Pflaumen auf, jetzt ruft der Kuckuck zum ersten Male. Aber bald ist der außer Kurs Gesetzte der Gewohnheit schon so weit zurückgegeben, daß die Lemuren sich wieder nahen, jene unendlich oft angepackten, alten, nie gelösten Konflikte seines Daseins. Er beginnt die Steine der Vergangenheit zu zerkleinern und findet doch nicht ihren Kern. Er macht eine Bestandsaufnahme und zieht eine Zwischenbilanz, sichtet seine Pläne — noch vom Handeln entbunden, wie er ist — sondert das Utopische, Selbstbetrügerische aus, wirft es in den Papierkorb des Verzichts und baut aus dem Rest der Hoffnungen ein neues Kartenhaus. So viel sich selbst überlassen, hat er neu gelernt, wie wenig man von Anderen gewinnt, mag deren Gesellschaft auch noch so lustvoll sein. Er tastet sein Verhältnis zur Mitwelt ab und stellt fest, daß er sich nur entschiedener nach innen gewendet hat. Die Quarantäne hat größere Klarheit gebracht. Das ist alles, und Klarheit schmeckt immer ein wenig salzig.

Eines Tages lehnen in der Ecke des Krankenzimmers die weißen Schalen des Gipsverbandes, die man nun von ihm abgelöst hat, für die Augen der Gesunden schaurige Relikte von Unglück und Leiden und der schmerzhaften ärztlichen Kunst, für ihn das vertraut gewordene Gehäuse, unter dessen Schutz sich das Wunder der Heilung verwirklicht hat, (einmal sah er, wie im Irrsinn, seinen Fuß rückwärts gedreht), die Gußform eines neuen Werkzeugs. Das erneuerte Organ liegt sehr zart und gefährdet vor seinen erstaunten Augen; in seiner Zartheit erinnert es ihn lächerlich an das geschälte Fleisch einer Hummerschere. — „Glauben Sie im Ernst, daß man auf diesem Gewächs eines Tages wieder wird laufen können?“ — Der Arzt ist verdutzt, ihm sind die Prozesse der Biologie Abläufe physischer Gesetze, die er beherrscht. „Stehe auf und wandle!“ Dem Kranken bleibt ein Zweifel, ihm bleibt die Regeneration, die er an sich erfährt, ein Wunder, das ihm die Überheblichkeit des Menschen über sein kreatürliches Teil eindrücklich macht.

Man vertraut zögernd, gehorcht dem Befehl des Experten und beginnt, durch Krücken stark gestützt, nun zum zweiten Male zu laufen, nunmehr auf dem eigenen, angeblich wieder tragfähigen Gliede. Es ist ein ganz neues Gehen, von Schwindel bedroht, als müßte man den aufrechten Gang neu für die Menschheit erfinden, diese skurrilste aller Fortbewegungsarten. Alles wiederholt sich, auch die Wanderungen in der Gärtnerei. (Jetzt werden die Tomaten hochgebunden.) Aber nun stellen sich Schmerzen ein. Nachdem man ihn mit den betrügerischen Mitteln der Medizin über die unerträglichen Qualen der Zerstörung und Reparatur hinweggetäuscht hat, beginnen jetzt die zwar hoffnungsvollen, aber sehr lauten Schmerzen der Wiedereingliederung und

Funktionalisierung des defekten Gerätes. Denn, anders als in der Technik, ist das fertige Ersatzstück durchaus noch nicht arbeitsbereit. Muskeln und Sehnen, die vom Schaden gar nicht betroffen waren, haben in der langen Arbeitslosigkeit ihre Fertigkeiten verlernt. — Was will dieser Schmerz, der nachkommt? Wozu dient der Schmerz überhaupt? Warnt er? Er warnt meistens zu spät und oft sogar unzuverlässig. Das Übel grob vermehrend, folgt er ihm nach. Ach, es ist eine anthropozentrische Fragestellung. Der Schmerz hat keinen logischen Platz im System der Natur (die irrational ist). Man kann nicht einmal, ins Metaphysische aufsteigend, behaupten, das Leiden sei das notwendige Relief für das Glück — so wie manche Systematiker noch immer die Existenz des Bösen als den notwendigen Hintergrund des Guten zu rechtfertigen suchen. — Der Schmerz ist die psychische Komponente für die Störung der Physis. Weiter nichts, ein Phänomen unserer Doppelnatur; umso deutlicher, ja sensibler das Geschöpf ist, der Preis für jene Sensibilität, auf der auch sein Glück beruht. Jedenfalls ist er die unanfechtbarste Realität, die es gibt, eine unvermittelte Erfahrung absoluten Seins.

Jedes fühlende Lebewesen flieht den Schmerz, trachtet nach Befreiung von ihm. Aber hier nun beweist sich der Mensch: der Genesende unterwirft sich täglich fünfmal bewußt dem Leiden, in fünfmal wiederholter Übung der erstarrten Gelenke — und bezeugt damit, am Ende des langen Heilungsprozesses, der ganz seiner Kreatur galt, daß er mehr ist als Kreatur, daß er den freimachenden Willen hat, der ihn über die Natur erhebt.

Er reift zur Entlassung, er verlangt sie, obgleich er sie fürchtet. Die Gewohnheit hat Fesseln um ihn geschlagen, die längst zu behütenden Armen geworden sind. Hinaus also aus der Pflichtlosigkeit, aus dem vor der Welt geschützten Gemach, aus der sicheren Versorgung! Die Stunden werden wieder gezählt werden und sich zu Tagen fügen, für die man Rechenschaft schuldet. Die Angst wird wieder hinter die Türe treten. Aber da ist der Sog des Schaffensdranges und der rastlos weiterschreitenden Welt, die das Herz unruhig machen. Das Bett verliert seine Heimlichkeit. Draußen beginnt der Roggen zu blühen.

Ja, und nun? Was wird er mitnehmen? Was wird bleiben? Mehr als ein Stück Silberdraht unter der Haut, das man dereinst dem alten Charon als Obolus anbieten kann? — Ach, es war dies ja kein Leiden, kaum eine Krankheit zu nennen, nichts, was den Menschen auf einen anderen Lebensweg drängt. Eine Erschütterung, ein Stehenbleiben der Uhr, eine gewaltsam erzwungene und doch wohltätige Pause war es. Oder ist es doch eine Stufe geworden in seinen schon vorgeschrittenen Jahren, ein Absatz auf der Treppe des Lebens, die im Nebel endet? Eine vorübergehende und doch nachwirkende Versetzung auf die andere Seite der Welt, auf die Seite der bloßen, durch keine Verwirrung getrübbten Schau?

Kann alles eines Tages wieder so sein, wie es war, „unverändert“? „Im kommenden Winter werden Sie wieder Ski laufen.“ Mag sein, daß er es kann. Aber nicht als derselbe.

LITERARISCHE RUNDSCHAU

... und merkt es nicht

Der Rezensent wurde auf das Buch von Dr. M. Findeisen (*„Europa stirbt und merkt es nicht.“* Baden-Baden und Frankfurt/Main 1957, Verlag August Lutzeyer, 214 S. DM 16,—) durch ein Reklame-Foto aufmerksam. Das Bild zeigt, wie der Verfasser auf einer Buchmesse dem Bundespräsidenten Heuß persönlich sein Werk vorführt. Da entstand der Verdacht, daß hier wieder einmal das Staatsoberhaupt für eine etwas dunkle Sache mißbraucht würde. Der Verdacht hat sich leider bestätigt.

Gewiß wird es niemandem, der dies Buch liest, leicht fallen, diesen treuerherzigen Dr. Findeisen moralisch zu verdonnern. Denn der Verfasser macht sich offenbar ernsthaft Sorgen um die Zukunft der weißen Rasse. Er trägt auch allerlei nützliche Dinge vor, indem er die Zivilisationsschäden schildert und verurteilt. Aber die Primitivität, mit der er das tut, ist unübertrefflich.

Unsere Altvordern hatten „ihre Behausungen zu ebener Erde, inmitten einer Tier- und Pflanzenwelt, welche die natürlichen Fortpflanzungsinstitute des Menschen dauernd anregen.“ Da unsere Städte nichts dergleichen bieten und Anregungen anscheinend notwendig sind, so sollten die Schulen für die Kinder Tiere anschaffen: „Kaninchen, Goldhamster und Meerschweinchen eignen sich dafür“. „Auch lassen sich in den Wohnungen Pflanzenbalkons mit Aquarien einbauen, in denen die Kinder die Entwicklung und das Leben der gefangenen Fischbrut beobachten können“. „Und ein Storchpaar in einem Nest auf dem Schornstein wird manchen Besucher nachdenklich stimmen, selbst wenn es nur eine Nachbildung ist“. „In den Toiletten muß neben dem Closett für die Erwachsenen grundsätzlich ein Kinderclo vorgesehen werden.“ Ferner sollte die Eisenbahnverwaltung die Klosetts mit den Sprungdeckeln abschaffen, weil sie für Kinder „gänzlich unpassend“ sind. Die Post hingegen müßte darauf dringen, daß in jedem Haus unten Briefkästen für alle Hausbewohner vorhanden sind, damit die Briefträger nicht so viele Treppen steigen müssen und dadurch impotent werden. — Man sieht, Frau Pappritz fand ihren Meister.

Bedauerlich ist auch, daß jeder dritte amerikanische Soldat im Ausland steht und deshalb „als Zeugungsfaktor in den USA ausscheidet.“ Kriege sollte man möglichst vermeiden, weil sie unproduktive Staatsausgaben mit sich bringen. Deshalb verdient es Erwähnung, daß in den vergangenen tausend Jahren Frankreich, das böse, 185 Kriege geführt hat, Deutschland, das liebe, aber bloß 24.

Solche Statistiken — natürlich ohne Quellenangaben — mögen amüsant sein. Peinlicher wird es, wenn Findeisen mit beschwörenden Worten schildert, wie rapide (angeblich) die weiße Rasse ihrem Untergang entgegeneilt. Die Negerrasse schickt sich (angeblich) an, den ganzen Lebensraum der USA zu erobern — eine Feststellung, die „mit rassischen Vorurteilen auch nicht das geringste zu tun hat.“ Der Unterschied ist der: Die Nationalsozialisten haben Rassenpolitik getrieben, indem sie einem einzelnen Volk, dem deutschen, eine

Vorrangstellung verschaffen wollten; Findeisen hingegen erstrebt etwas total anderes: er denkt an Gesamteuropa, ja an die ganze weiße Rasse (bis zum Eisernen Vorhang).

Schier unerträglich aber ist Findeisens feste Überzeugung, seine Darlegungen hätten etwas mit Wissenschaft zu tun. Im Vorwort bittet er um Nachsicht, wenn „die fachliche-wissenschaftliche Seite zu wünschen übrig lassen sollte“; er habe nämlich nur wenig Zeit gehabt, aus seinem über 1 500 Seiten langen Manuskript für den Verlag einen Auszug herzustellen — als ob das eine Entschuldigung wäre, zumal die 214 Druckseiten von Wiederholungen geradezu wimmeln. Mit Statistiken und Quellen umzugehen, hat Dr. Findeisen offenbar nicht gelernt. Vor allem aber vermißt man leider eine Kenntnis auch nur der einfachsten Grundlagen der Bevölkerungslehre.

Völlig einseitig schildert er den Rückgang der Geburten, der seit rund hundert Jahren festzustellen ist. Kein Wort darüber, daß diesem Geburtenrückgang ein noch stärkerer Rückgang der Sterblichkeit vorangegangen ist, ohne den der Geburtenschwund nicht erklärt werden kann. Mit bewegten Worten spricht Findeisen immer wieder von der schrecklichen Überalterung der Bevölkerung; und er tut so, als komme diese Überalterung lediglich von dem Geburtenrückgang und nicht von dem längeren, gesunderen Leben der Menschen. Mit erhobenem Zeigefinger prangert Findeisen die Eltern an, die nur 2 oder 3 Kinder in die Welt setzen, während in früheren Ehen 4 oder 5 gezeugt wurden; er verschweigt, daß in beiden Fällen 2 Kinder das Kindesalter überlebten.

Weiß er das nicht? Unkenntnis ist schlimm. Oder verschweigt er es? Unredlichkeit ist noch ärger.

Gert von Eynern

Falscher Lama

Bei Secker und Warburg in London, die u. a. die englischen Verleger von Thomas Mann und ein angesehenes Haus sind, erschien 1956 das Buch eines Mannes, der sich Lama *Lobsang Rampa* nannte und für einen tibetischen Arzt ausgab. Das Buch schickte sich bald an, ein Welterfolg zu werden, wozu die deutsche Übersetzung unter dem Titel des Originals, „*Das Dritte Auge*“, wohl beitrug (München 1957, Piper Verlag. Aus dem Englischen übersetzt von H. und W. Furegg. 315 S. DM 14,80). Leider stellte sich nach zwei Jahren heraus, was einsichtige Leser von Anfang an vermutet hatten: das Ganze war ein aufgelegter Schwindel, zu dem die Verleger — sagen wir: aus Unkenntnis — und der Autor, ein gewisser C. H. Hoskins — sagen wir: aus begreiflichen Interessen — alle Beteiligten jedenfalls mit finanziellem Erfolg beigetragen haben. Der Autor ist weder ein Lama, wie er sich ausgab, und natürlich auch kein tibetischer Arzt, und

sein „drittes Auge“, der geheimnisumwitterte Zentralpunkt des publizierten Lebensberichts, besteht wohl einzig darin, die menschliche Schwäche besser vorauszusehen, als das anderen harmlosen Zeitgenossen gegeben ist. Der Autor behauptet übrigens nach wie vor seine Gutgläubigkeit — lassen wir sie ihm; im Lande der Fabel soll man nach Gründen nicht fragen. Sein Buch hat als fabulöses Abenteuer seine Meriten, und wer es wie einen Roman liest — was es eigentlich nicht ist — wird vom Zauber des Fremden, vom Reiz des Unwahrscheinlichen und vom Geheimnis im Alltag genau so angesprochen sein, wie er es ohne „Schwindel“ war. Science Fiction, diesmal nicht mit der Reise nach dem Mond, sondern im Schatten des Potala im Herzen Tibets, das ist es wohl; und dabei kann man sich beruhigen und selbst der getäuschte Leser seine Selbstachtung wiederfinden. Den Rest, der hauptsächlich die Verleger des Buches betrifft, kann man denen überlassen, die über Recht und Unrecht in

unserem Alltag wachen sollten, hier den Kritikern und Journalisten. Für sie ist diese Publikation und ihr Erfolg ein Faktum, das sie betrachten müssen, damit kein Fatum unserer Literatur daraus wird.

Gegenstand dieses „Romans“ ist eine Kindheit in Lhasa und die Erlebnisse und Erfahrungen eines Jünglings in buddhistischen Klöstern Tibets. Alles hat den Reiz unmittelbaren Lebens, obwohl es von abenteuerlich Fremdem handelt. Okkulte Gegenstände erscheinen mehr und mehr auf der Alltagsebene des Faktischen, je weiter das Buch fortschreitet. Jene geheimnisvollen Kräfte des Ostens, an die manch ein Europäer heute leicht zu glauben geneigt ist, erklärt der fiktive Lobsang Rampa für durchaus in der Natur begründet und als „Ergebnis der Anwendung natürlicher Gesetze“. Das mythische Stirnauge Indiens wird hier als quasi physiologische Realität dargestellt. Rampa verfügt über das dritte Auge — es wurde operativ durch das Stirnbein hindurch aktiviert — und er vermag mit ihm die Menschen zu sehen, „wie sie wirklich sind“, d. h. die real erscheinende Aura ihres wahrhaften Seins, den tatsächlichen farbigen Abglanz ihrer Seele. Astralleib und Wiedergeburt, Telepathie und Hellsehen gehören neben vielen anderen Dingen als Realien in das Leben dieses jungen Mönchs, den soziale Stellung und der Stand der Sterne zur Fülle des geheimen Wissens vorbestimmen. Wen diese abenteuerliche Realität reizt, findet darüber, abgesehen von einer Erklärung, manch Wissenswertes. In einer Science Fiction ist eben nicht alles Schwindel, selbst wenn der Autor schwindelt. Die Darstellung hat streckenweise wirklich die Kraft eines exotischen Romans, der es um der Spannung willen mit der Grenze der Wirklichkeit nicht ganz ernst nimmt. Ja, der Reiz dieses Buches beruht wohl gerade auf diesem Ineinander eines für uns Unwahrscheinlichen mit dem auch uns einsichtigen Leben des tibetischen Alltags, ins Licht einer verklärenden Erinnerung gestellt.

Wer dergleichen schätzt und vielleicht sich nicht veranlaßt sieht, auf dem Boden der Tatsachen zu bleiben, wird das Buch — trotz allem — befriedigt aus der Hand legen. Und darin liegt unter anderem ja auch eine Anerkennung der Talente dieses seltsamen Autors.

Valentina Rosen

Der fernste Land der USA

liegt bezeichnenderweise mitten in New York, im brüllenden Alltag der 23. Straße, heißt *Zauber Spaniens* und ist das Zimmer der Dame Marietta. Halb spanischer, halb irischer Abkunft, erträumt sie mit ihren seltsamen abenteuerlichen Freunden ein Phantasieland, für das Spanien nur die folkloristischen Zimmerrequisiten liefert und das doch die zaubrische Kraft besitzt, den zerrissenen Menschen wieder zu heilen, Geist und Fleisch mit dem träumenden Herzen zusammenzufügen. Spanien also nicht als Reise-Objekt, sondern als Irredenta jener Amerikaner, die sich nicht an Business und Progreß verloren, sondern noch auf die geflügelte Karte „Geist“ setzen, die auch Phantasie oder Herz heißen mag.

„Eine Romanze“ nennt *William Goyen* dies bisher letzte seiner Bücher *„Im fernsten Land“*. Aber dies Zauberspanien bedeutet noch in tieferem Sinne Irredenta: es ist das alte Land in unserer Brust, „in dem der Ruf vergraben liegt“, der Ruf zur Einheit mit der Schöpfung, in die sich der Mensch aus zerbrochener Welt zu erlösen wünscht.

Sucht man deutsche Parallelen, so fällt einem Ernst Kreuder ein, der vor zehn Jahren seine „Gesellschaft vom Dachboden“ ausschickte, um die Nachkriegsdeutschen zu Phantasie und Herz zurückzuerziehen. Er feierte die „Unauffindbaren“, die sich dem allzu drängenden Alltag entzogen. Und wurde den Deutschen von heute selbst ein „Unauffindbarer“. Wie merkwürdig, daß heute Geist seines Geistes aus den USA zu uns kommt und an ihn erinnert, vor allem aber auch: an das „andere Amerika“ erinnert, das wir nicht in den Zeitungen finden und auf einer imaginären Weltkarte suchen müssen.

Erinnerung an das „andere Amerika“, das seelisch weitläufiger und geheimnisreicher ist, unsere übliche USA-Vorstellung übersteigt: Des Edgar Poe traum-scharfe Geschichten siedeln dort; und der Himmel seiner großen Weltall-Betrachtung „Heureka“ ist so wenig der reale Himmel wie das Meer ein reales, auf das Melville seinen Ismael zum Walfang ausfahren läßt. Die Wirklichkeit der Landkarten wird auch bei Faulkner zunichte, wenn er sich eine eigene Landschaft am Mississippi erschafft und sie „Yoknapatawpha County“ benennt: das Land seiner Saga des Südens. Es ist

mythen- und sagenschweres Land, dieses andere Amerika, das sich nicht mit Understatement und in Short-Story-Sprache ausdrücken läßt und nur im Werk weniger zum Wort findet.

Um eine solch elementare Stimme ist Amerika reicher geworden. Der Mann und Dichter heißt William Goyen und kommt aus dem Süden, aus Texas. Trinity 1915 — steht auf seinem Geburtsschein. Er gehört zu denen, die sich Zeit lassen, die auf sich selbst warten können. Denn erst nach den Kriegsjahren, zuletzt Offiziersjahren, ist seine Sprache so vielstimmig und zugleich unverkennbar geworden, daß sie das Instrument zu seinen Büchern liefert: „Volle klare Feststellung, ein Singen, ein runder, starker, klarer Sang vom allumfassenden Sinn, eine Sprache innerhalb der Sprache.“

Ernst Robert Curtius hat, wenige Jahre vor seinem Tode, uns Deutsche mit Goyen bekanntgemacht und seiner meisterlichen Übertragung des Romans „Haus aus Hauch“ einen fast hymnischen Essay vorausgeschickt: „Hier ist das Erstlingswerk eines jungen Amerikaners. Ich habe es verdeutscht, weil darin seelische Kräfte strömen, die ich weiterleiten möchte.“

Die Romandichtung, die uns Curtius aus einer heute selten gewordenen Verantwortung heraus empfahl, mag man formal aus dem Erbe der Marcel Proust und Virginia Woolf erklären: Beschwörung des heimatlichen Hauses in Texas aus den Kräften der Erinnerung, die Mensch, Zeit und Ort in geheimnisvoller Komplexität ineinander verschmelzen und als zweite, innere Wirklichkeit bewahren. Aber Goyens beschwörende Sprache schließt den Menschen zugleich in die Naturelemente ein, die unablässige Metamorphose des Versinkens und Wiederaufsteigens. „Hauch“ heißt darum nicht nur „Anhauch des Geistes“, Atem der Erinnerung, die heraufbeschwört. Hauch ist im allumschließenden Sinne zugleich der Hauch Gottes, der im Atem des Menschen wiedergeboren wird. Und im Atem der Dichtung die zerstörte und zerstückte, auseinandergegliederte Welt wieder in die Einheit zurückkehren läßt.

Curtius spricht von „seelischen Wirklichkeiten, die nur durch die Dichter entdeckt werden können („das ist vielleicht sogar die wesentlichste Funktion der Dichtung“). Daß solche Entdeckung durch einen jungen Amerikaner geschieht,

mag nur aufs erste befremdlich erscheinen. Hat der jüngere Kontinent nicht hektischer, heftiger den Menschen in die Funktionen der Zivilisation eingewiesen? Und dabei doch den Atem einer kräftigen Ursprünglichkeit bewahrt?

Hier sammelt sich der Atem des ursprünglichen Amerika zur Stimme eines Dichters, dessen Hauch die Welt als das höhere Haus der Schöpfung beschwört. Oft freilich wird nur aus engen, verwünschten Zimmern heraus das „fernste Land“ der Einheit anvisiert. Aber die Stärke der Vision kann solche Zimmer in den Ort des Geschehens verwandeln. Selbst wenn das Zimmer mitten in New York auf der 23. Straße liegt.

(Die Bücher des William Goyen: *Haus aus Hauch*. Roman. München 1952, Nymphenburger Verlagshandlung. 226 S. — *Geist und Fleisch*. Erzählungen. München 1955, Nymphenburger Verlagshandlung. 197 S. — *Zamour und andere Erzählungen*. Berlin und Frankfurt/Main 1956, Suhrkamp Verlag. 158 S. — *Im fernsten Land*. Eine Romanze. Berlin und Frankfurt/Main 1957, Suhrkamp Verlag. 218 S.)

Günter Oliass

Ein Hundeleben

„Alles Tierische“, heißt es bei Thomas Mann, „will uns als Larve und schwermütige Verzauberung des Menschlichen erscheinen“. In der Erzählung von Tibor Déry „Niki oder die Geschichte eines Hundes“ (Frankfurt/M. 1958, S. Fischer. 146 S. deutsch von Ivan Nagel, DM 9,80) erscheint eher der Mensch schwermütig verlarvt, weil ihn ein politisches System dazu zwingt, sich zu tarnen. Auch der Titel des Buches dient der Tarnung, und die Aufzeichnung der Schicksale dieser „für die Gesellschaft völlig unnützen Hündin“ ist ein Vorwand, um darzulegen, wie alles Menschliche unter einem totalitären Regime verkümmert und zugrunde geht.

Das Werk ist wenige Monate vor der Revolution in Ungarn erschienen. Im vergangenen Jahr wurde Tibor Déry mit anderen Schriftstellern verhaftet und zu neun Jahren Gefängnis verurteilt. Die Proteste seiner westlichen Kollegen, die sich um seine Freilassung bemühten, haben nichts genützt.

Die äußeren Geschehnisse der Erzählung sind alltäglich. Sie können jedem von uns morgen auch zustoßen, falls unsere Lebensluft wieder einmal von den menschenfeindlichen Ausdünstungen eines

autoritären Systems vergiftet werden sollte. Es bleibt zu hoffen, daß es nur wenige sind, die nach der Lektüre von Dérys Buch dies noch wünschen. Für den Autor ist „Freiheit“ kein heuchlerisches Wort. Er ehrt die Persönlichkeit einer Hündin und sagt von ihr, sie habe bei dem Ehepaar Ancsa nie erleben müssen, „daß man in stupidem Machtaumel ihre Freiheit versehrte. Es kam nicht vor, daß man aus bloßer Laune oder kleinhlichem Rachedurst in die winzigen Sphären ihres Lebens hineinrampelte.“

In die private Sphäre ihres Herrn, des Bergbauingenieurs Ancsa, wird allerdings kräftig hineingetrampelt. Nachdem ihn ein entlassener Angestellter, der über gute Beziehungen zu Funktionären verfügt, denunziert hat, wird er in eine Seifenfabrik abgeschohen, dann kaltgestellt und verhaftet. Über ein Jahr weiß seine Frau nichts von ihm. Ringsum schleicht sich die Heuchelei in die Menschen ein („Das ganze Volk ging durch die hohe Schule der Heuchelei“). Gehässigkeit breitet sich aus, und beim Spaziergang am Kai ruft man Frau Ancsa zu: „Geben Sie dem Süßen Wiener oder Debrecziner Würstchen?“ Aus der Führerkabine eines Lastwagens trifft „die Gnädige“, die ihr Leben als Putzfrau und mit Heimarbeit für eine Weberei fristet, der haßerfüllte Blick einer Frau im blauen Arbeitsanzug. Staatlich angestellte Schinder wollen Niki von der Straße wegfangen, bis einer die offene Hand ausstreckt und für einen zwanzig Forint-Schein verschwindet.

Der Hund dient als Medium, um das verschüttete Menschliche, das unter dem Schutt des totalitären Systems verkümmert, sichtbar zu machen. Die Kreatur leidet schneidender unter den Demütigungen eines lebensfeindlichen Systems, als der durch Resignation mürrische gemachte oder verhärtete Mensch. Die Schauplätze sind wie verwischt dargestellt, als läge eine Staubschicht in den muffigen Mietkasernenzimmern und über den von Arbeitslärm rumorenden Straßen, wo sich die Menschen als Schattenpuppen bewegen. Auch uns dürfte dieses Lebensklima aus der Zeit des heroischen Jahrtausends, das zwölf Jahre dauerte, bekannt sein. Aber kein Deutscher hat bis heute die Atmosphäre jener dürftigen Epoche darstellen können, in der sich die Lust am „nationalen Aufbau“ prahlerisch gebärdete und Denken

und Empfinden ermüdet dahindämmerten. Dies ist Tibor Déry geglückt.

Warum ist es dem Ungarn geglückt? Der Literaturkenner wird antworten: Weil er das Menschliche in die leidende Kreatur projizierte. Durch einen Kunstkniff also. Aber was nützt ein Trick, wenn der Autor nichts empfunden hat? Dann kann ein bemerkenswertes Kunstwerk zustandekommen, in dem nichts lebendig ist und das wie ein mit Requisiten ausgestaffiertes Wachsfigurenkabinett anmutet. Hier lebt sogar der blaue Ball, dieses Sinnbild des Selbstbetrugs, („Und wer kommt schon ohne ihn aus, falls wir von den stets aufrichtigen Staatsmännern, Diplomaten und sonstigen Vertretern des Volkes absehen“) den der Ingenieur seiner Hündin eines Abends in die Wohnung mitbringt. Sie berauscht sich an ihm in wildem Spiel wie eine Süchtige, um zu vergessen, daß ihr „selbst die Freiheit nach dem Stundenplan zugemessen“ wird. So billigt der skeptische Autor sogar jenem verpönten „Eskapismus“ sein Recht zu, denn wer unterdrückt wird, weiß um die heilende Wirkung des Trostes, über dessen Notwendigkeit viele unserer saturierten aber

Für die zahlreichen Freunde des Dichters

HERMANN HESSE WERK UND LEBEN

Ein Dichterbildnis von Gotthilf Hafner

Mit einem neuen Bild des Dichters
und Handschriften-Faksimile
176 Seiten. Ganzleinen DM 8,80

Eingangs macht die Schilderung eines Leseabends mit Gestalt und Erscheinung des Dichters bekannt. Eine „Lebens- und Bücherchronik“ berichtet den Lebensgang und enthält zugleich eine durch biographische und charakterisierende Bemerkungen aufgelockerte, sorgfältige Bibliographie. Sie führt bis zu den 1952 erschienenen sechsbändigen „Gesammelten Dichtungen“ und gibt durch eine kurze Deutung aller einzelnen Werke ein umfassendes Bild.

Dieses Buch wird auch den Hesse-Kennern Neues bieten und der jungen Generation das Werk Hermann Hesses erschließen.

**VERLAG HANS CARL
NÜRNBERG**

avantgardistischen Dichter den Mund verziehen.

Ein menschliches Dokument, das von einem Hunde handelt. Der Autor beschreibt, wie sein Fell rüdig wird, wie ihm die Haare ausfallen, wie er dahinsieht und trotz aller Liebe, die ihm von seinen Nächsten, den Menschen, entgegengebracht wird, stirbt. Am selben Abend, da er tot unterm Schrank liegt, kommt sein Herr zurück, denn die Menschen sind durabler als die Hunde.

Durch Trümmer ist die Erzählung von einer anderen getrennt, die ebenfalls nach einer politischen Katastrophe geschrieben wurde: „Herr und Hund“ von Thomas Mann. Damals (1919) war es noch möglich, dem Menschen und dem Hunde gleichermaßen Achtung entgegenzubringen; heute (unter einem aufgezungenen Regime) mit wenigen Ausnahmen nur noch dem Hund.

Hermann Lenz

Verratene Söhne

Die neuere Romanliteratur beschert uns Buchtitel mit negierenden Attributen. Doch wie erschütternd ist dies Anti-Kriegsbuch des heute, zwölf Jahre nach dem „Stahlbad“, von dem er „die Schnauze gestrichen voll“ bekommen hat, erst dreiunddreißigjährigen *Michael Horbach* „Die verratenen Söhne“ (Hamburg 1957, Rowohlt. 250 S. DM 12,80). Wieder und wieder lasen wir diese Schilderungen des aussichtslosen Rückzuggefehtes einer deutschen Kampfgruppe, verloren und verraten im sinnlosen Widerstand des März 1945. Der Stil ist knapp und gerade dadurch, daß kein Blatt vor den Mund genommen wird, erschütternd. Rückblendungen und Vorausschaltungen ins Vor- oder auch nicht erlebte, aber als möglich gedachte Weiterleben der „Helden“ zeigen, wie alle diese jungen und älteren Menschen, vom Landser bis zum General, in dieser Katastrophe, die das anonyme Gesicht der verratenen Söhne trägt, und in den Jahren, die ihr vorausgingen, einen unheilbaren seelischen Schaden davongetragen haben. „Es wäre besser, wenn ich gar nicht zurückgekommen wäre, dachte er . . . Aber jetzt muß ich denken und denken und denken und kann es nie mehr ändern“ (Der General). Oder der Fahnenjunker, der Journalist wurde: „Er dachte an den Tag zurück, als er in Frankfurt angekommen war, und an den jungen Leutnant ohne Hände, dem er versprochen hatte, über die Dinge zu schreiben, die niemand

lesen wollte, und daran, daß er sie nie geschrieben hatte. Er dachte an die Illusionen, die er gehabt hatte, und daran, wie schnell sie vergangen waren. Er hatte der Wahrheit dienen wollen, aber er hatte so viele Kompromisse geschlossen, daß von der Wahrheit am Schluß nichts mehr übriggeblieben war (Horbach selbst braucht sich diesen Vorwurf nicht zu machen!). Wer vergißt den wahnsinnigen Arnd mit der Kopfverletzung, der immer wiederholt: „Die Brücke wird gesprengt“. Wer die erschütternd eingeschalteten, verlogenen Verlautbarungen des OKW, wer die Bombardierung des Flüchtlingszuges und der Brotschlange, wer auch dies: „Der Feldwebel stieß den Tisch um, und der Obergefreite und die Nachrichtenhelferin fielen in die Schnapslachen auf dem Steinboden. Die Granaten schlugen wieder ein, und das Licht ging aus. Der Feldwebel kroch auf allen Vieren über den Boden, bis er die Beine der Nachrichtenhelferin zu fassen bekam.“ — Horbach ist ein großer Moralist, der an richtiger Stelle den Mut hat, das Tier im Menschen plastisch zu schildern. So ist dies Buch der erschütternde Bericht von allen, die „waren verloren an dem Tag, als man sie (in den Krieg) holte“. Aber weil Horbach für die Millionen dieser Verlorenen spricht, ist er nicht verloren. Im bitteren Kriegserlebnis erkennt er das Gesicht seiner eigenen unersetzlichen moralischen Verantwortung.

Uriel Kurt Mayer

Prognosen

Achtung einflößend bei *Morus* („Die Enthüllung der Zukunft“. Hamburg 1958, Rowohlt-Verlag. Mit Register 350 S. DM 18,60) ist das meist gründliche Wissen auf den verschiedensten Gebieten und die erstaunliche Fülle des verarbeiteten Stoffes. Aber bei diesem ungeheuren Detailwissen gelingt es dem Verfasser als ein dem Stoff allzu Verhafteter nur in seltenen Fällen zu den großen Zusammenhängen vorzustößen und schöpferische Gedanken zu entwickeln. Die Überfülle des wissenschaftlichen Materials verrät den Empiriker, dem die spekulative Durchdringung an zweiter Stelle steht, sofern er ihrer fähig ist. Gewiß liegt dieser Aneinanderreihung heterogener und innerlich in keiner Weise zusammenhängender Themen ein Sinn zugrunde. Morus will den geistesgeschichtlichen Weg der Menschheit zum Voraussehen künftiger Ereignisse auf-

gelten dürfen. Sehr interessant sind die beigegebenen Zeittafeln zu einer Weltgeschichte der Malerei, für die wir bisher ein Vorbild nicht kennen.

Der Verlag hat keine Mühe gescheut, für die geradezu hervorragende Farb-reproduktion den überwiegenden Teil der Druckstöcke neu schaffen zu lassen. Der Druck selbst erfolgte in Italien. Hier liegt nun ein Standardwerk vor, das nicht nur Freude erweckt durch das Bewußtsein, daß das Unvergängliche in der Kunst immer erhalten bleibt, sondern auch viel Wissen vermittelt. Der Safari-Verlag kann stolz auf dieses Verlagswerk sein. R. P.

Die Kunst des 20. Jahrhunderts

„Wie haben sich die Zeitgenossen Michelangelos erschüttert gefühlt durch die anti-klassische ‚terribilità‘, das Ungewöhnliche seiner barocken Formgebung, das aller Gesetze des bis dahin geltenden Schönheitskanons zu spotten schien! Entsetzt haben sich die Menschen, die in der alles idealisierenden und verzierlichenden Kultur des 18. Jahrhunderts aufgewachsen waren, über die schlichte Wahrhaftigkeit der ‚Erdenbilder‘ Caspar David Friedrichs...“, schreibt Carl Georg Heise, der frühere Direktor der Hamburger Kunsthalle, in seiner Einleitung zu der von ihm herausgegebenen *„Kunst des 20. Jahrhunderts“*, deren drei Bände — „Malerei“, „Plastik“, „Bau, Raum, Gerät“ — jetzt vorliegen (München 1957, Piper. Jeder Band 300 S. DM 15,80).

Dieser Hinweis auf das „Unbehagen“, das bei jedem Schritt in künstlerisches Neuland sich dem unvorbereiteten Betrachter mitteilt an Stelle des erhofften Einverständnisses“, dieser Rückblick, von dem aus Parallelen zur Gegenwart gezogen werden, bezeichnet zugleich das Ziel, das der Herausgeber und seine Autoren, Hans Platte und Wend Fischer, mit ihrer Darstellung der Kunst unseres Jahrhunderts verfolgen. Es geht ihnen in erster Linie darum, eine Einführung zum Sehen und Erkennen zu geben, das moderne Kunstwerk begreifbar zu machen.

Die Anschaulichkeit, die durch das Nebeneinander von Abbildung und interpretierendem Text erreicht wird, steht daher in allen drei Bänden im Vordergrund. Auch das Aufzeigen des historischen Entwicklungsprozesses stützt sich in sämtlichen Phasen auf die nachvoll-

ziehbare Einzelbetrachtung charakteristischer Kunstwerke. Das geschichtlich Gewordene wird auf diese Weise für den angeleiteten Betrachter zur persönlichen Erfahrung, zu einem nicht nur verstandesmäßig erfaßten sondern erlebten geistigen Eigentum, und ganz von selbst ergibt sich hieraus die Erkenntnis, daß die Kunst „Bilder“ hervorbringt, die zugleich Sinnbilder sind für das neue, was auf anderen Feldern des Geistes noch nicht mit gleicher Präzision abgelesen werden kann“, also das Begreifen dessen, was an der Malerei, der Plastik, der Architektur und der Raumkunst unserer Zeit befremdend wirkt, solange man den Ausdrucksformen der Vergangenheit noch verhaftet ist.

Die in jeder Hinsicht vorzüglich ausgestattete *„Kunst des 20. Jahrhunderts“* wendet sich somit nicht allein an junge Menschen, sondern auch an die ältere Generation. Dabei ist sie nicht nur ein kunsterzieherisches Werk von Bedeutung, vielmehr wird durch sie mit dem Sinn für die heutige Formsprache das Verständnis für die Gegenwart überhaupt geweckt.

Hildegard Ahemm

Burgen und Schlösser

Der Stuttgarter Verlag Anton Hiersemann hat ein originelles Unternehmen gut eingeleitet und mit Erfolg fortgesetzt. Es handelt sich um das *„Lexikon der deutschen Burgen und Schlösser“*, das Curt Tillmann herausgibt. Die zwei Textbände und der Tafelband (mit 64 dreifarbigem Karten) erscheinen in acht Lieferungen von je zehn Bogen im Abstand von je vier Monaten. Das ganze Textwerk soll 1300 Seiten umfassen. Der Subskriptionspreis pro Lieferung beträgt DM 25,—.

Was bringt dieses Lexikon? Im Ganzen wird es sage und schreibe 19 000 Einheiten umfassen. Davon etwa 6 500 Burgen, Ruinen und Reste, etwa 6 600 Schlösser, von denen ein beträchtlicher Teil Reste aus der Burgenzeit vor 1550 enthält, und 5 900 verschwundene Burgen. Geographisch geht das Werk weit über die Bundesgrenzen hinaus. Es zählt zum Beispiel deutsche Burgen im Baltikum und in Friaul, in der Schweiz und in Krain. Schwierig war es für den Herausgeber zu differenzieren, was im Sprachgebrauch abwechselnd Burg, Herrnsitz oder Schloß heißt. Landschaftliche Unterscheidungen mußten berücksichtigt, zugleich aber auf allgemein Ver-

ständliches begründet werden. Soweit wir es beurteilen können, ist ihm diese Aufgabe gut gelungen. Wie überhaupt das Buch, so gelehrt es ist, eine spannende Lektüre abgibt für den, der eine Beziehung zur Vergangenheit hat. Hier wird sichtbar was Geschichte ist. Wenn man zum Beispiel liest, daß in Aibling eine verschwundene Burg zu vermerken ist und auf dem Platz der fränkischen Königspfalz neben der Kirche ein herzogliches Schloß entstand, heute aber das Amtsgericht an der Stelle residiert, so wird unweigerlich an das Bild des menschlichen Seelenaufbaus erinnert, das Freud in seiner Tiefenpsychologie gebraucht hat: Neue Gebäude über den Trümmern der alten; aber so vorzustellen als ob die Alten noch stünden. Wie lebendig ist die Vergangenheit und wie weit war der Weg dieses Platzes von der Pfalz zum Amtsgericht!

Reflexionen dieser Art stellen sich bei bekannten und unbekannten Plätzen ein. Man darf daher sagen, daß Verlag und Autor unsere Gegenwart bereichert haben, indem sie die stummen Zeugen der Vergangenheit wieder zum Reden brachten. Eine denkwürdige Leistung. DR

Cottas Chronik

Das Jahr 1956 mit seinen wesentlichen und auch weniger wesentlichen Signaturen in Bild und Text festzuhalten ist ein lohnendes und löbliches Unterfangen, auch wenn man trotz XX. Parteitag und Ende des Stalin-Mythos, trotz Einführung der Wehrpflicht und Rückkehr der Saar, trotz Suez-Krise und der polnischen und ungarischen Erhebung nicht wie der Verlag meint, es bedeute im großen Weltgeschehen „Einschnitt, Epoche und Neubeginn“, eine Feststellung, die der Froschperspektive des Zeitgenossen versagt bleiben muß. Aber dadurch brauchte das Vergnügen an dem Bildband „Cottas Deutsche Chronik, Das Jahr 1956, verfaßt und gestaltet von Eberhard Orthbandt“ (Stuttgart 57, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. 400 S.) nicht beeinträchtigt zu werden, denn dem Chronisten ist eine geschickte Auswahl des „Allgemeinen im Besonderen“, des „Ganzen im Teil“ gelungen. Man nimmt auch staunend hin, daß der „Vertreter der heute in Bereitschaft stehenden Generation“, Jahrgang 1920, (so sagt der Verlag), schlichtweg zu allen Erscheinungsformen heutigen Lebens — ob Politik oder Wirtschaft, Li-

teratur oder Kunst, Sport oder Mode — eine kompetente Meinung bereit hat. Unerträglich wird es aber da, wo sich das aufdringliche Raisonement des Chronisten als Mixtur aus Schlagworten, Selbstgefälligkeiten, nationalistischen Verdrehungen und Geschmacklosigkeiten erweist.

Im I. Teil („Bildchronik der Gegenwart“) mag das noch hingehen; immerhin erfahren wir da etwa als Erklärung der Misere des deutschen Films, daß die Ufa, die etwa jeden vierten ihrer Filme als künstlerische Leistung hervorbrachte, von den Alliierten „zerschlagen“ worden sei. Wie denn kaum eine Gelegenheit zu einem Seitenhieb auf die weiland Besatzungsmächte ungenützt bleibt, vor allem im II. Teil („Zur deutschen Situation der Gegenwart“). Gleich aus der einleitenden weltpolitischen Skizze („Zwischen den Weltmächten“) muß der Unbefangene den Eindruck gewinnen, alles Unglück unserer Zeit rühre eigentlich nur daher, daß „die Anderen“ uns Deutsche und namentlich unseren „historischen Lebensauftrag der Abwehr östlicher, asiatischer Angreifer“ nicht verstanden haben. Orthbandts Verfahren heißt „tout comprendre c'est tout pardonner“ — er selbst nennt's freilich etwas großspuriger „dasjenige des geisteswissenschaftlichen Verstehens“ — und es bewährt sich trefflich, deutsche Fehlleistungen allemal mit völlig unverständlichen Fehlern der anderen zu rechtfertigen oder zu umgehen. Dem entspricht auch, daß unsere heutigen Jugendprobleme ihre Wurzel bei der „reeducation“ haben, die dazu führte, daß „jeder jetzt halbwüchsige junge Mensch damals seinen eigenen Vater“, sofern dieser Soldat oder ein unmaßgeblicher Pg. gewesen war, „für einen Verbrecher hätte halten können.“

Genug der Einzelheiten; es bleibt noch der Chronist und sein Stil zu kennzeichnen. Mögen dies seine eigenen Worte, mit denen er „für seine Generation bekenntnishaft“ sprechen will, tun: „Vielleicht war schon damals ein verborgenes Wissen um unsere Aufgabe, Hüter des Geistes zu sein, in uns lebendig; sobald dann der Krieg gekommen war, stieg der deus absconditus aus unserem Innern ins Bewußtsein. Daß es sich dabei um ein Charisma der ganzen (!) Generation gehandelt hat, wurde deutlich im Verhalten vieler, zumeist gefallener Mitglieder der Reichsjugend-

führung und der Reichsstudentenführung, die beträchtliche innere Vorbehalte gegenüber der weltanschaulichen Mißwirtschaft und noch stärkere gegenüber jeglicher Ideologie des Hasses, des Terrors und des Massenmordes hatten. An ihrer reservatio mentalis wäre im Falle eines deutschen Sieges möglicherweise der totale Staat gescheitert und Deutschland wieder gesunder“ (S. 313). Ja, hätte... und wäre..., wenn eben nicht immer die Andern mit ihrer Verständnislosigkeit alles verderben würden! —

Viel Parfüm und wenig Salz. Solch ein Cocktail wird seine Käufer finden, soweit er sie nicht schon gefunden hat. Wie man hört, hat der hurtige Chronist das Jahr 1957 bereits im shaker. Hoffen wir, daß er sich unterdes der törichten Ambition, „Gegenwartsgeschichte zu schreiben“, entschlägt und auf die Wesensmerkmale seines Chronistenamtes besinnt: Nüchternheit und vor allem Bescheidenheit. Andernfalls sollte der Corta-Verlag seine gern berufene bald dreihundertjährige Tradition hier doch lieber aus dem Spiel lassen.

F. A. Krummacker

Antiquiertheit des Menschen?

Günther Anders diagnostiziert die „Seele im Zeitalter der zweiten industriellen Revolution“ (in: *„Die Antiquiertheit des Menschen“*, München 1956, C. H. Beck Verlag, 353 S. DM 18,50). Unter dem Mikroskop methodischer Übertreibung sucht er die Struktur heutigen Verhaltens zu erkennen und das Resultat zurückzuordnen in ein generelles Philosophieren. Daß diese Seele in „prometheischer Scham“ sich von ihren Geräten versklaven läßt, selbst ein Funktionsbündel, zusammengehalten durch eine Leiblichkeit, die als unzulänglich verleugnet werden soll, daß der „Terror auf Taubenfüßen“, das „Gebot des Angebots“, in der Bildwelt von Film, Funk und Fernsehen den Konsumenten zur mittätigen „Reproduktion seiner Reproduktionen“ und die Welt seiner Pseudoerfahrung zum Phantom macht, daß die Atombombe dieses „Sein ohne Zeit“, das an Becketts „Warten auf Godot“ ausgezeichnet demonstriert wird, als Selbstzweck beherrscht, statt daß sie als Mittel verfügbar bleibt, seit sie im „totalen“ Experiment alles Experimentelle längst hinter sich gelassen hat — diese an schlagenden Beispielen dargelegten Erkenntnisse sind Laboratori-

umsdiagnosen, überzeugend, soweit sie partielle Funktionsstörungen herausarbeiten, aber nicht dort, wo sie in Anwendung auf den Patienten Vorschläge zur Therapie geben, die, als Absicht schon in der Überschärfe der Diagnose enthalten, in den „molussischen“ Gedichten und den Geboten zum Verhalten vor dem „Monstrum“, der Bombe, eine Grenze sichtbar machen, indem sie überschritten wird.

Aktive Qualität des Humanen kann sich als Seinsweise nicht vom Objekt diktieren lassen, ohne in eine Korrelation zu ihm zu kommen, in der sie zweckhaft zu werden droht, und so die Aufgabe nicht darin liegen, sich von der gegebenen Basis des Spätkapitalismus, dem auch zum Selbstzweck gewordenen Geld, gegen seine eigene Konsequenz und Spiegelung, die Bombe als Ausdruck alles faktisch-nihilistischen Materialismus zu richten, sondern die Basis selbst neu zu gründen.

Von diesem Einwand aus wird man manchen Befund des Autors anders werten: Nihilismus etwa als gegen diese, nicht aber gegen die Welt überhaupt gerichtet, „Apokalypseblindheit“, als eine notwendige innere Emigration vor der Zeit und den Mangel an Angst als ein in der Humanität selbst begründetes „Vertrauen als Urinstinkt“ (Th. Mann), das sich einer Wahrheit anbietet, über die seine zu entscheiden. In seiner profunden Aktualität fordert das Buch zu einer Stellung gegenüber seinen Fragen heraus, und diese sind sowohl wichtig wie scharf genug konturiert, um ihm einen hohen Rang zuzusprechen.

Heinrich Ringleb

Buonaiuti

Frage man heute, da die Hoffnung besteht, daß sich zwischen den christlichen Konfessionen ein „gemäßigteres Klima“ durchsetze, einen gebildeten und in Dingen der Kirchengeschichte nicht ganz kenntnislosen Katholiken nach Luther, so könnte leicht die Auskunft lauten: der sei ein genialer und gewiß sehr frommer Mann gewesen — nur wohl etwas zu ungeduldig und darum ungehorsam. Zwischen diesen Worten „ungeduldig“ und „ungehorsam“ schwingen tiefe, vielleicht unlösbare Probleme, vor allem das des Verhältnisses des Frommen zu seiner Kirche, die immer auch irdische Körperschaft ist und als solche leicht als nicht hinlänglich fromm erscheint. Diese Spannung — sicherlich

ein auslösendes Motiv der Lutherschen Reformation — kehrte um die Jahrhundertwende auf anderer Ebene wieder: im Modernismus. In ihm hat ein unbedingtes (und oft tief frommes) Vertrauen in die letzte Einheit der Wahrheit manche Theologen und Wissenschaftler veranlaßt, ungeduldig eigene spekulative oder wissenschaftliche Bemühungen dem traditionsschweren Lehramt der katholischen Kirche entgegenzusetzen, aus „Avantgardismus“ ungehorsam zu werden — zur Freude der „Fortschrittlichen“. — Eine der vornehmsten und zugleich tragischsten Gestalten dieser Generation war *Ernesto Buonaiuti*, der vor wenigen Jahren unversöhnt mit seiner Kirche gestorbene Priester, dessen „Storia del Cristianesimo“ nunmehr im 2. Bande deutsch vorliegt: „Geschichte des Christentums. 2. Band: Mittelalter.“ (Übers. von H. Markun. Bern 1957, A. Francke. 389 S. DM 25,—).

Dieser Bericht, der in faszinierend großem Schwung das Jahrtausend des Mittelalters überspannt, prägt sich ein durch die eigenwillige Geschlossenheit einer Geschichtssicht, der fundierte Sachkenntnis zu Gebote steht, die aber darüber hinaus auf einer verborgenen spiritualistischen Geschichtstheologie ruht. Über sie ist nicht zu debattieren. Es bleibt dem Glauben und Hoffen des Christen anheimgegeben, anzunehmen (zu akzeptieren bzw. zu vermuten) oder als ungeduldige Vorlautheit abzulehnen, daß z. B. in den Prophetien des kalabresischen Abtes Joachim von Fiore wirklich der letzte Wille Gottes mit seiner Geschichte einsichtig geworden sei, im Bilde der im Dreitakt der Hlg. Trinität sich ablösenden Weltalter. Sieht man in solchen Gesichten „die Türen zu einem neuen christlichen Zeitalter (sich) öffnen“ — wie B. es tut —, dann allerdings muß das Krisenzeitalter der *ecclesia militans* zwischen Gregor VII. und Leo X. nicht nur als „Krise“, sondern fast als Erstarrung oder Verfall erscheinen. —

Von welcher Geschichte aber will nun dieses gleich kluge wie tief engagierte Buch sprechen? „Cristianesimo“ ist etwas anderes als „Kirche“. Wenn nicht nur von der Kirchengeschichte — wovon soll dann berichtet werden? Von der Geschichte der Christenheit? Die müßte die Kirchen — zusammen mit der sogenannten Profan-Geschichte umfassen. — Des Christ-seins? Hat das aber eine Geschichte anderswo als vor Gott? Ist von ihm —

gleich wie von der Kirche — mehr sichtbar (also auch mit den Mitteln der Geschichtswissenschaft erfaßbar) als eben nur ein äußerer Aspekt? — Des Christentums? Ist das die Gemeinschaft samt dem Glaubensbereich all derer, die —



Neu im Juli

ROMANE 1,90
Gábor von Vaszary
 Heirate mich Chéri
Daniele Varè
 Daniele
 in der Diplomatengrube
Walther Kiaulehn
 Lesebuch für Lächler
Ernest Hemingway
 In unserer Zeit
 Männer ohne Frauen
 Der Sieger geht leer aus

WISSENSCHAFT 1,90
Hans Sedlmayr
 Kunst und Wahrheit
Fritz Baade
 Weltenergiewirtschaft

KLASSIKER 1,90
William Shakespeare
 Macbeth
 Englisch und Deutsch
Herman Melville
 Moby Dick

MONOGRAPHIEN 2,20
COLETTE
 —
BUDDHA

DOPPELBÄNDE 3,30

In jeder Buchhandlung

wie man so sagt — „auf dem Boden“ des christlichen Offenbarungsglaubens „stehen“? Hier gilt aber das Wort „Wer da stehet, sehe zu, daß er nicht falle“. — Und insofern, scheint mir, ist der fruchtbarste Dienst, den dieser Geschichtsbericht leistet, daß er die dem Christen gebotene Unruhe des Herzens im Bilde der Geschichte post Christum ausspricht, um sie wachzuhalten. *Hellmut Kämpf*

Das war James Joyce

James Joyce's revolutionäre Tat ist so sehr ins Bewußtsein der entscheidenden modernen Autoren eingegangen, daß die „Wolke der Zeugen“ den Schöpfer in den Hintergrund treten ließ. Joyce's „Ulysses“, der von seinen wenigen Werken den stärksten Einfluß ausübte, ist in seiner Bedeutung nur noch mit Proust's „A la recherche du temps perdu“ zu vergleichen, wobei Joyce über einen völlig neuen stilistischen Aspekt noch hinausging und vom Wort, ja vom Buchstaben aus sein Grundwerk der modernen Literatur schuf. Obwohl der aufmerksame Leser des „Portrait of an Artist as a Young Man“ auch im „Ulysses“ genug biographisches Material abstrahieren konnte, fehlte es bei uns bislang an einer einigermaßen ausführlichen und verlässlichen Lebensbeschreibung. Jetzt hat Hans Hennecke *Herbert Gormans* „Joyce“ (Biographie) übersetzt (Hamburg 1957, Claassen. 375 S. DM 18,50), die für lange Zeit wohl als Standardwerk gelten kann.

Gormann hatte bis zum Spätherbst 1938, bis Joyce zum letzten Mal nach Zürich fuhr, die Möglichkeit, alle Auskünfte vom Autor zu erhalten und konnte 1939 eine vorläufige Biographie herausbringen, die jetzt durch einen Nachtrag der um Joyce im deutschen Sprachraum sehr verdienten Carola Giedion-Welcker bis zum Todesjahr 1941 fortgeführt wurde.

Gormans Werk ist Zeugnis eines unter neueren Autoren wohl einmaligen Ringens um kompromißlose Anerkennung eines ästhetischen Prinzips. Das „non serviam“ des Zwanzigjährigen steht über dem ganzen Leben und hat in seiner Bedingungslosigkeit letztlich zum Durchbruch geführt. Wie unerschütterlich Joyce in seiner künstlerischen Überzeugung bei all seiner körperlichen Grauzilität war, das ermißt man an dem geradezu lächerlichen Kampf, den er jahrelang um drei, vier lausige Wörter in den „Dubliners“,

nicht so sehr mit dem Verleger, als vielmehr mit dem — Drucker führen mußte, der sich durch einen Ausdruck wie „verdammt“ in seinem Moralempfinden verletzt sah! Die acht Jahre dauernde Fehde um die Veröffentlichung der „Dubliners“, die schließlich nur von einer inzwischen aufgeklärter gewordenen Zeit begraben wurde und während der Joyce, der sich als Sprachlehrer in Triest, als Kinoleiter in Dublin und als Bankschreiber in Rom durchschlug, immer kurz vor dem Bankrott stand, bildete aber nur den Auftakt eines weltweiten Boykotts des „Ulysses“-Manuskripts. Erst das Protestschreiben gegen einen unerlaubten amerikanischen Abdruck, das rund 100 Vertreter der geistigen Elite — unter ihnen Einstein, Thomas Mann, T. S. Eliot, André Gide, Hugo von Hofmannsthal und Knut Hamsun — unterzeichneten, verhalf dem Werk zum Sieg.

Natürlich kann ein Buch, das Leben und Werk Joyce's würdigen will, auf 375 Seiten einem Manne, der einen neuen Kosmos vor den verstörten Augen seiner Zeitgenossen aufriß, nur im beschränkten Maße gerecht werden. Das Buch Gormans gibt mehr eine — übrigens blendend verfaßte — Beschreibung des Lebens als eine erschöpfende Werkanalyse und kann sich bei seinem Umfang mit der literaturhistorischen Würdigung des von Joyce eingeführten „inneren Monologs“ nicht in dem Maße beschäftigen wie es wünschenswert wäre, ganz zu schweigen von einer eingehenden Betrachtung von „Finnegan's Wake“, jenes letzten, ins Deutsche wohl nie zu übersetzenden Werks. So ist es Gormans Verdienst, in dem schwächtigen Mann, der bei all seiner liebenswerten Eigenart nur sein künstlerisches Gesetz über sich anerkannte, das wahre Bild von James Joyce gezeichnet zu haben, der in seinem Werk so vollkommen aufging wie die wenigen Großen der Weltliteratur.

Günther Specovius

Leidvoller Irrweg einer Frau

Margarete Buber-Neumann, gebürtige Potsdamerin, die kurze Zeit Lebenskameradin von Martin Bubers Sohn gewesen ist und sich als leidenschaftliche Kommunistin später mit Heinz Neumann verband, hat in einem früheren Buche — „Als Gefangene bei Stalin und Hitler“ — erzählt, wie sie aus sowjetischer Haft entlassen wurde, um den Nationalsozialisten ausgeliefert und ins

Konzentrationslager Ravensbrück gesperrt zu werden. Jetzt ließ sie diesem vielbeachteten Bande ein zweites Buch folgen, das die Geschichte ihres Lebens und Leidens in den Jahren vorher — von der Kindheit in Potsdam an bis zu Neumanns Verhaftung in Moskau im April 1937 zum Inhalt hat. „*Von Potsdam nach Moskau*“ nennt sie dieses Buch und fügt als Untertitel hinzu: „*Stationen eines Irrweges*“ (Stuttgart 1957, DVA, 463 S. DM 16,80). Innerhalb der zeitpolitischen Literatur unserer Jahre haben diese Memoiren ihre Bedeutung vor allem wegen der vielen intimen Einzelheiten, die diese Frau aus privatem Umgang mit führenden kommunistischen Persönlichkeiten in Deutschland, Frankreich, Spanien und Sowjetrußland berichtet. Es reiht sich da Anekdote an Anekdote vor allem im Bereich der KP-Intellektuellen, aber auch zur Spitzengarnitur wie Pieck und Ulbricht; ja, Margarete Neumann teilt auch einiges aus Stalins familiärem Bereich und vom mysteriösen Tode seiner Frau Nadja mit. Es hat einen seltsamen Reiz, das Auf und Ab, das Hin und Her und das Drunter und Drüber der fortwährenden Partei-Intrigen einmal mit den Augen einer Frau dargestellt zu sehen, dieses geradezu hektische Treiben, in dem un- ausgesetzt der eine zum Teufel des andern wird und jeglicher Jäger ein Stück gehetzten Wildes bedeutet.

Margarete Buber-Neumanns Weg führte sie bereits während der Schulzeit aus einem reaktionären Elternhaus in die damals gewisse Höhepunkte erlebende Jugendbewegung, aus dem bürgerlichen Wandervogel zum revoltierenden „Freideutschtum“ und von da aus verhältnis-

mäßig rasch ins kommunistische Lager. Die Rolle ihrer eigentlich „aktiven“ Betätigung bewegte sich immer auf einer Art mittlerer Linie. Ihr Bericht ist gefühlsmäßig betont. In der Art ihrer sehr weiblichen Betrachtungs- und Erzählweise werden temperamentvolle Übersteigerungen aus sich selbst heraus leicht erkennbar. Aber diese Eindrücke bleiben überwältigend, die sich in dieser sehr offenerzigen Lebensbeichte in Bezug auf die menschliche Brüchigkeit, das wüste Chaos des Systems ergeben. Es handelt sich nicht um den zufälligen Weg irgendeiner Frau, sondern um das beispielhafte Zeugnis eines düsteren und weithin unheimlichen Weges, den von der Zeit um 1920 herum viele und nicht die schlechtesten damals jungen Menschen unseres Landes gegangen sind und den viele von ihnen mit Verlust von Freiheit und Leben bezahlen mußten.

Karl Rauch

Zum geophysikalischen Jahr

Die Buderus'schen Eisenwerke in Wetzlar versenden zum Jahreswechsel an die Freunde ihrer Arbeit eine Eisenplakette aus ihrer Kunstgießerei. Es sei daran erinnert, daß vor einigen Jahren eine schöne Plakette mit dem Straßburger Münster als Jahresgabe kam. Die Plakette ist eine verkleinerte Wiedergabe der großen Gußplakette, die Professor *Erich F. Reuter*, Berlin, für ein Wandrelief schuf, aufgehängt in der Bibliothek der Technischen Universität Berlin. Die Plakette trägt das Signum „Universitas Aeterna 1958“ und zeigt eine Entwicklungsgeschichte der Menschheit in Sinnbildern auf dem mühsamen Wege aus ersten primitiven Anfängen zum



SCHWANN REISEFÜHRER

sind als die neuartigen Reiseführer mit dem „Mut zum Niveau“ bereits zu einem Begriff geworden. Die handlichen und reichhaltigen Bändchen kosten je 4,80 DM (Oberrhein 5,80 DM)

Ausgaben: ROM · OBERITALIEN · SÜDITALIEN + SIZILIEN
TOSKANA + UMBRIEN · KATHEDRALENFAHRT
BURGUND + PROVENCE · HOLLAND · BELGIEN
DAS RHEINLAND · OBERRHEIN

In jeder Buchhandlung erhältlich

SCHWANN REISEFÜHRER



heutigen überwältigenden Stand der Technik. Die Plakette ist ohne Kommentar nicht ohne weiteres verständlich, aber interessant genug, um sich mit ihr zu befassen. Sie beginnt mit dem ersten Zeichen für Null, das um das Jahr 400 die Mayas schufen, in Form einer leeren Muschel. Dann folgen die Äquivalenz-Formel von Albert Einstein, das Zeichen Abraxas, das Wasserstoff-Atommodell von Niels Bohr, die Säule als das Zeichen der ältesten aller Künste, der Architektur. Der Weg führt weiter über das Sonne-Mond-Symbol zum Carnot'schen Kreisprozeß, der Ringstruktur des Benzols, dem Symbol des Christentums, dem Fisch, Albrecht Dürers Melancholie zum Gott Janus. Ferner über die Strömungslehre zum Silicat-Atommodell, zum Handwerk, zum freien Fall Galileis, zur Halbkristall-Lage, zur Sanduhr, zum Gott Pan, zur ersten Erfindung der Menschen für die Fortbewegung, dem Rade, dann zu Strahlen und Wellen, zum Pegasus, zu Pythagoras und endlich zum grundlegenden Gesetz der Stromleitung, das Georg S. Ohm fand. So vereinigen sich hier Symbole aus ältester Zeit mit den letzten Erkenntnissen in Mathematik und Physik. R. P.

Wilhelm Röpke

In Wilhelm Röpke besitzt der Liberalismus der gesamten Kulturwelt einen unvergleichlichen Führer, insofern Röpke, was bei uns leider so selten vorkommt, nicht nur ein wissenschaftlicher Kopf ist. Liberal bedeutet heute, was Alfred von Martin 1937 auszusprechen wagte, kulturpolitisch dasselbe wie konservativ: v. Martin und Fr. Wilh. Förster (vgl. Liber. Studenten-Zeitung. Nov. 1955) vertreten hierbei mehr die allgemeinchristliche und humane Seite unseres abendländischen Kulturerbes, während während Rüstow, seinerzeit in der Türkei Röpkes Mitemigrant, in seiner imposanten „Ortsbestimmung der Gegenwart“ (1950—57) die historisch-soziologische darstellt. Auch ein hoher Bankfachmann, Otto Veit, ist hier zu nennen, er verfaßte eine „Soziologie der Freiheit“ (1957).

Als einer der wenigen wirtschaftswissenschaftlichen deutschen Hochschullehrer hat Röpke als Ordinarius an der Universität Marburg jeden Kotau vor den braunen Gangstern abgelehnt. Er war dann Professor in Istanbul 1933-37 und lehrt seitdem an dem von Rockefeller

gestifteten Genfer Institut Universaire de Hautes Etudes Internationales. 1952 billigte er in einem von Adenauer eingeführten Gutachten die damalige Wirtschaftspolitik der Bundesregierung. Dann aber hat er — auch in der „Universitas“ und der FAZ — zunehmend unseren staatssozialistischen Mißbrauch der Konjunktur nachgewiesen, der einen strategisch gemeinten, aber allgemeingültigen Ausspruch Friedrichs II. von Preußen außeracht läßt: Wer alles defendieren will, defendiert nichts! Nach Wöchnerinnenbeihilfe dem kostenlos Entbundenen seinen Kindergarten, seinen Roller, seinen Kühlschrank, sein Abitur, seine Begräbniskosten — jedem eben alles! Die letzte Spur eines Gefühls der Selbstverantwortung für sich und der für die eigenen Kinder sei ausgetilgt! Die wissenschaftlichen Beweismittel für den Nachweis, daß die kollektivistische Zwangswirtschaft schließlich das Ende dieser alle menschlichen Tätigkeitsgebiete überlagernden Staatsallmacht sein muß, hat Röpkes „Lehre von der Wirtschaft“ (7. A. 1954) zur Verfügung gestellt, seine eine Sozialpolitik, wie sie sein müßte, zeigende „Civitas humana“ (3. A. 1950) und seine Außenwirtschaftslehre „Internationale Ordnung“ (2. A. 1954) wenden sie auf ihre Gebiete an. Es folgen Aufsätze über ihre wichtigsten Sonderbereiche, die nunmehr in zwei Bänden gesammelt vorliegen: der erste, „Maß und Mitte“ erschien 1950. Er enthält die wichtigsten Darstellungen „Der Irrweg des Kollektivismus“ und „Die Soziologie des Kommunismus“. Diese beiden illiberalen Irrwege erscheinen im Grunde als so wesenverwandt mit der „Nationalisierung des Menschen“, so heißt der letzte Abschnitt desselben Buches, wie wir es ja nur zu gründlich erlebt haben. Historisch und soziologisch fundiert wird diese Wesensverwandtschaft in Röpkes „Gesellschaftskrise“ (5. A. 1949) und seiner so gleich nach dem Ende des zweiten Weltkrieges erschienenen „Deutschen Frage“ (4. A. 1950) aufgezeigt. Im vorliegenden Bande („Jenseits von Angebot und Nachfrage“. Zürich-Erlenbach 1958, Rentsch. 368 S. DM 16,80), werden seinem Titel gemäß — Voraussetzungen und Ziele alles auf materielle Güterversorgung ausgehenden Handelns sind ja stets nichtwirtschaftlicher Natur — behandelt: die Problematik der heutigen Massengesellschaft, insbesondere die der alles Kulturleben bedrohenden Übervölkerung, dann

die Marktvorgänge als solche, der Wohlfahrtsstaat mit seiner chronischen Inflationsgefahr und unsere allgemein-soziologische Grundkrankheit der Überkonzentration auf allen Gebieten, des Zentrismus im Gegensatz zu einer naturgemäßen föderalistisch-dezentralisierenden Gestaltung des Menschendaseins, dem Dezentismus, wie Röpke ihn nennt, da diese nie dagewesene verantwortungsschwere Antithetik eine Neubezeichnung nötig hat: sie präzisiert die Gefahr einer immer mehr menschlichen Aktivität behördlich regelnden und zentralvereinheitlichten Staatsallmacht. Wie sehr diese Gefahr auch die Bundesrepublik bedroht, das führt uns dieses Buch Röpkes eindringlich genug vor. *Adolf Grote*

Was kostet der Krieg?

Der Bedeutung des Militärwesens für die politische Entwicklung der Staaten wird erfreulicherweise neuerdings auch bei uns mehr Aufmerksamkeit geschenkt. Nicht nur die Ereignisse der nächsten Vergangenheit fordern uns zu einer kritischen Auseinandersetzung mit diesem Problem heraus, auch die Entscheidungen unserer Gegenwart sollten uns veranlassen, diese Dinge möglichst ohne Illusionen zu sehen. *Kurt Heinig* geht bei diesem Bemühen den Weg über die Statistik. Sein Buch „*Wenn die Soldaten... Was Kriege kosten*“ (Frankfurt am Main 1958, Nest Verlag. 311 S. DM 14,80) sucht der Wahrheit über den Krieg gleichsam betriebswirtschaftlich, von der Ausgabe Seite her beizukommen. Systematisch wird dabei nicht erstrebt. Die Dinge werden bald von dieser, bald von jener Seite betrachtet, in so lebendiger Weise, daß dem Leser kaum bewußt wird, welch gewaltiges Material aus der Zeit von 1750 bis heute ihm dabei fast unmerklich geboten wird. Rüstungswesen, Krieg und Kriegsfolgen haben aber zu allen Zeiten nicht nur die Finanzen, sondern das gesamte Leben der Völker aufs tiefste berührt, und tun dies in ganz besonderem Maße heute. So greift die Darstellung weit über die Kriegskostenfrage in engerem Sinn hinaus und bezieht Technik und Wissenschaft mit ein. Sie befaßt sich mit der Frage der Wehrpflicht und gibt abschließend „einige staatsbürgerliche Bemerkungen“, die kurz und prägnant das umreißen, um was es bei der Aufrüstung der Bundesrepublik geht.

Heinig bemerkt bald zu Anfang seines Buches, „daß angeblich nicht jedes Volk die gleiche Menge Wahrheiten im besonderen unangenehme oder sogar schreckliche, vertragen kann.“ Die Wahrheit ist oft nicht angenehm, schon gar nicht, was den modernen Krieg betrifft. Nachdem der Verfasser im Verlauf seiner Darstellungen viele erschütternde Zahlen und Tatsachen gebracht hat, stellt er zuletzt die Frage, was ein nächster Krieg kosten würde. Die Antwort lautet: „Alles hat sich verändert, nur der Mensch ist derselbe geblieben. Er würde wieder mit sich selbst zahlen, er hat es nie früher so lebhaft und klar gewußt wie heute.“ Aber wird der Mensch die Konsequenzen daraus ziehen — wenn er doch derselbe geblieben ist? Dies scheint auch *Heinig* zu fühlen, wenn er mit dem Satze schließt: „Es wäre das erstmal, daß die Menschen aus Furcht vor den Folgen den Frieden bewahren; aber wir sollten diese Möglichkeit nicht ausschließen.“ Diese Möglichkeit wenigstens möglicher werden zu lassen, dazu trägt hoffentlich dieses Buch bei.

Bernhard Knauss

Aufzeichnungen eines Generalstäblers

Es ist das Verdienst des Bundesarchivs, daß es die letzten beiden Bände des deutschen Weltkriegswerkes der historischen Forschung zugänglich gemacht hat. Aber diese Geschichtsschreibung ist selbst schon wieder Geschichte geworden. Unser Geschichtsbild hat sich gewandelt, weil wir selbst nüchterner und kritischer geworden sind. Es ist für unser Volk verhängnisvoll gewesen, daß es nach 1918 nicht mit größter Sorgfalt den Ursachen seines Zusammenbruches nachgegangen ist. Es wäre dadurch vielleicht vor mancher späteren Fehlentscheidung bewahrt geblieben.

Eine Bereicherung unseres historischen Wissens vom Ersten Weltkrieg stellen die jetzt unter dem Titel „*Generalstabdienst an der Front und in der OHL*“ von *Siegfried A. Kaehler* herausgegebenen Briefe und Tagebuch-Aufzeichnungen des Generalmajors a. D. *Albrecht v. Thaer* dar (Göttingen 1958, Vandenhoeck & Rupprecht. 333 S. DM 28,—). Von *Thaer* war seit 1915 Chef eines Armeekorps in den Abwehrschlachten der Westfront, ab April 1918 Chef des Generalstabes beim Generalquartiermeister II im Großen Hauptquartier. Er weiß viel zu berichten, weil er mit nüch-

Sam Morgenstern, Übersetzungen von Theodor Knust. München 1957, Langen-Müller. 476 S. DM 24,80). Der Herausgeber hat mit großem Fleiß briefliche und programmatische Äußerungen von 77 Komponisten ausgewählt. Vieles davon ist bekannt; so kommt z.B. keine Anthologie dieser Art ohne Glucks Vorrede zur „Alceste“ oder C. Ph. E. Bachs „Wahre Art, das Clavier zu spielen“ aus. Auch wüßten wir manche Äußerung zu nennen, die den einen oder anderen Meister besser kennzeichnet hätte; so sind u.a. die wichtigen Korrespondenzsammlungen von Berlioz, dem Ahnherrn der Moderne, überhaupt nicht berücksichtigt worden.

Erheblichen Tadel verdienen zum großen Teil die einführenden Abschnitte des Herausgebers. Gerade die hier gebotene Kürze hätte sachliche Formulierungen von äußerster Prägnanz und treffendste zum Thema gehörende Charakteristiken verlangt. Selten aber lasen wir so viel Schülerhaftes, Nichtssagendes und Unreifes — selten etwas so beispiellos Oberflächliches wie etwa die „Einführung“ zum Abschnitt Mozart. Von Beethoven erfahren wir: „Doch trotz aller Behinderungen war er durchaus in der Lage, die politischen und technischen Entwicklungstendenzen seiner Zeit zu erkennen. Z. B. unterschätzte er keineswegs den Wert von Mälzels Metronom...“ Von Verdi wird uns gönnerhaft bestätigt: „er war nicht nur ein begabter, sondern auch ein dramatisch gewaltiger Komponist.“ Belustigend heißt es bei Bruckner: „... an der Universität, wohin Bruckner 1875 nach einem dürftigen Leben als Lektor für Musiktheorie berufen wurde“; oder von Brahms' Werken: „Tatsächlich sind sie bisweilen von üppiger Romantik, oft voll gütigem Humor, doch immer bleiben sie in den Grenzen des guten Geschmacks.“ Hugo Wolf „gelang es, ... sich manchen Feind zu schaffen.“ Rossinis Werke sind keineswegs „der Vergessenheit anheimgefallen“; sie erleben vielmehr, vor allem von Glyndebourne ausgehend, eine umfassende Auferstehung. Und statt von Max Reger zu umschreiben „sein wertvollstes Orchesterwerk wurde für das Meininger Orchester komponiert“ hätten, mit Rücksicht auf den nicht informierten Leser, gleich die Mozart-Variationen genannt werden sollen.

Etwas besser lesen sich die Einführungen zu den interessanten Äußerungen

der zeitgenössischen Komponisten; hier ist die zeitliche Grenze mit Egk gesetzt. — Die Übersetzungen sind teilweise recht unbeholfen. *Hans Kühner*

Weg und Ziel

Otto Heuschele ist den Lesern dieser Zeitschrift seit langen Jahren als Novellist, Essayist und anspruchsvoller Kritiker bekannt. Und doch wird mancher, der nun die ausgewählten Aufsätze und Reden „Weg und Ziel“ (Heidenheim 1958, Erich Hoffmann. 326 S. DM 15,80) zur Hand nimmt, von der Vielfalt der Themen überrascht sein. Das Buch beginnt mit der Betrachtung „Jugend ohne Klassik“, die in der DR seinerzeit eine Kontroverse auslöste. „Glanz und Elend des Romans“, „Kunst und bürgerliche Welt“ sind andere Titel der Abteilung „Zwischen den Zeiten“. Diese Einteilung weist schon auf die Einheit hin, aus der sich das vielfältige Werk entwickelt. Heuschele fühlt sich als Mittler zwischen der großen Erbschaft der deutschen Klassik und der neuen Generation. Er betreibt das, was sein schwäbischer Landsmann Theodor Heuss einmal Kulturverwaltung genannt hat, Pflege also. Dazu bedarf es sorgsamer Hand und umfassender Kenntnisse. Dieser Dichter hat beides. Das zeigen vor allem die Texte über Schiller, Bettine von Arnim, Stifter, Jacob Grimm, Novalis, von denen jeder einzelne als Beitrag zur Geschichte dieser großen literarischen Gestalter wertvoll ist. Die Grenzen des klassischen Vermächtnisses werden in Heuscheles Aufsatz über Shakespeares „Sturm“ sichtbar, das er wie ein Lesestück betrachtet, obwohl es doch mehr ein Spielstück ist und mehr vom Spiel als vom Wort lebt.

Heuscheles beschwingte Sprache — „Denn es ist kein Unterschied zwischen der Sprache und dem Menschen, der sie spricht oder schreibt“, sagt er selbst — diese erhobene Sprache prüft dennoch die Dinge sehr genau auf ihren Wert. Sie hat und vermittelt Haltung. Das große Erlebnis des Schriftstellers war Hugo von Hofmannsthal. Ihm setzt er ein Denkmal der Freundschaft. Und da wird nun besonders deutlich, daß Tiefe und Erinnerung einander gleichen. Sich mit der Vergangenheit vergleichen ist aber öfter ein schreckliches als ein heiteres Geschäft. Heuschele bestätigt es in seiner Pfingstbetrachtung. Dort spricht er von dem Schrecken, der die Menschen ergriff, als die Apostel zu reden anfan-

gen. Denn, wie Leibniz sagt, aus der Ordnung kommt alle Schönheit her und „Religion ist Liebe der Schönheit“ (Hölderlin).

Diese letzten Zitate sind den Variationen über „Die Schönheit“ entnommen, die Heuschele in der Herbert Post Presse,

München herausgegeben hat. Dieses großformatige, von Studierenden der Meisterschule der Buchdrucker hergestellte Werk (61 S.) wandelt das ewige Thema in feiner Weise ab. Es ist selber eines der schönen Dinge, die ewig eine Freude sind. DR

Hinweise

Huxley, Aldous: Kontrapunkt des Lebens (München 1957, Piper & Co. 520 S. DM 9,80). Einmalige ungekürzte Sonderausgabe als Band 33 „Bücher der Neunzehn“.

Alfa: Der Mann vom Mond (Aus dem Tschechischen von J. Pollak. Wien, Bohemia Viennensia. 35 S. Sch. 15,—). Das von Wladimir Vanek illustrierte Bändchen zeigt einen Humoristen, der über die Grenzen seiner Landsleute hinaus den Alltag auch uns lächelnd betrachten läßt. Die reizendste Geschichte steht am Schluß: der Franzose, der die emigrierten Tschechen in Paris besucht — man versteht sich nicht und verlebt einen gelungenen Abend.

Tobino, Mario: Signora Maria (Aus dem Italienischen von C. Birnbaum. Hamburg, Claassen. 160 S. DM 9,80). Das in seiner Heimat preisgekrönte Werk des Dichters und Arztes zeichnet zart und genau, von der Schilderung zur Anekdote und Novelle aufsteigend, das Bild einer liebenswürdigen und herzlichen Frau, die noch im Tode ihre perlmutterne Schönheit bewahrt.

Wallisch, Friedrich: Spiegel der Zeiten (Würzburg, Augustinus-Verlag. 256 S. DM 9,80). Eine Sammlung geschichtlicher Novellen, vom Bodensee bis nach Indien, herzhafte und anschauliche, in einer Überlieferung stehend, die bis auf Schefel zurückweist.

Seewald, Richard: Die rollende Kugel (Köln, Hegner. 224 S. DM 12,80). Zwei verständige Männer beschwören in Gesprächen das Schicksal eines Mannes, das sich genau so gesetzmäßig und überraschend vollzogen hat wie der Lauf der angestoßenen Billardkugel. Auch das Tragische wird nicht allzu wichtig genommen, denn den beiden ist Spielen die ernsthafteste menschliche Beschäftigung, die tiefste, die es gibt.

Jochim, Bertold K.: An der Straße der Bomber (Illingen/Rastatt, Bitterwolf. 169 S. DM 5,70). Ein zwiespältiger Jagdfliegerroman. Zum großen Teil wie für

eine Soldatenzeitung von ehemals geschrieben, in der Erfindung nur einer anspruchlosen Wochenillustrierten genügend. Echt im Landser-ton, was Saufen, Fluchen und gelegentlich Beten angeht. Zweifel am Sinn der Kriegsoffer werden erst spät geäußert und lange nicht so überzeugend wie der Stolz auf Ritterkreuze.

Löhdorf, Ernst F.: Der Weg nach Dien Bien Phu (Bremen, Schünemann. 286 S. DM 9,80). Der Kampf um die Festung bildet nur den kleinsten Teil des Buches, das die Besetzung Indochinas durch die Franzosen im 18. Jahrhundert und ihre Erweiterung unter Napoleon III. schildert, weniger historisch als reportagenhaft, auch in der Sprache, wenn sich z. B. der Körper einer jungen Dame dem des Liebhabers „entgegenschießt“. Überflüssig die französischen Flicker wie *tiens, d'accord, mon dieu, eh bien* bis merde.

Berner, Felix: Flügel der Morgenröte (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 92 S. DM 4,50). So stark die Liebesgeschichte des Kapitäns packt — stärker wirkt die Darstellung des Lebens und Arbeitens auf einem Fischdampfer. Man spürt die See, man riecht die Fische und begreift, daß der junge Autor für diese Erzählung mit dem Literaturpreis der deutschen Hochseefischerei ausgezeichnet worden ist.

Boesch, Hans: Der junge Os (Zürich, Speer-Verlag. 146 S. DM 6,80). Ein Lyriker veröffentlicht seine erste Erzählung, die eines Bauernburschen am jungen Rhein. Alles, was in stark mundartlicher Sprache geschildert wird, in einer Folge von knappen Kapiteln, ist anschaulich, oft zart, doch auch mit der Neigung zum Unappetitlichen. Der Zusammenhang des Ganzen wird nicht immer klar.

Engelbrechten, J. K. v.: Der große Bann (Überlingen, Selbstverlag. 233 S. DM 12,50). Das auf mancherlei Umwegen verfolgte Ziel dieses Buches ist es, Deutschland vor einer neuen magischen Revolution zu bewahren und das mit

der Selbstverzauberung drohende Chaos abzuwenden. Als feiner Kenner auch künstlerischer Strömungen weiß der Verfasser Erscheinungen wie Expressionismus, abstrakte und surrealistische Kunst als Erscheinungsformen magischen Fühlens zu deuten. Inzwischen ist eine 2. ergänzte Auflage erschienen.

Leuschner, Joachim ed.: Vom deutschen Volk zum deutschen Staat (Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 136 S. DM 3,80). Unter diesem Titel legt Leuschner das 1916 zu erst erschienene Werk des Münchener Historikers Paul Joachimsen „Geschichte des deutschen Nationalbewußtseins“ in durchgesehener und weitergeführter Neuauflage vor. Das bei aller Nüchternheit warmherzige Buch führt zu Selbsterkenntnis und Selbstkritik.

Ninck, Martin: Schicksal und Charakter. Hrsg. Herbert Hönel (Wien, Braumüller. 295 S. DM 19,80). Der vielseitig, auch als Graphologe tätig gewesene Verfasser weiß scharf und treffend zu zeichnen und hat Verständnis für so verschiedene Charaktere wie Napoleon, Juliane v. Krüdener, Maria Theresia, Kant, Weber, Karoline Schelling.

Mende, Tibor: Gespräche mit Nehru. (Hamburg, Rowohlt. 128 S. DM 8,60). Mende fragt geschickt, und Nehru gibt nicht minder geschickte Antworten auf viele wichtige sittliche und politische Fragen. Beide verstehen sich gut. Denn beide, auch der indische Staatsmann, stammen noch aus dem 18. Jahrhundert des gesunden Menschenverstandes, der es freilich in einer magischen Welt schwer hat, zu wirken.

Seger, Gerhart H.: USA (München-Buchenhain 1957, Verlag Volk & Heimat. ca. 250 S. 8 S. Abb. und eine Karte. DM 7,90). Der 9. Band in der Reihe „Mai's Ausland-Taschenbücher“ gibt in knapper Weise eine Einführung in Geschichte, Landschaft, Regierungsform, Wirtschaft und Kultur der Vereinigten Staaten. Daran an schließen sich die notwendigen Hinweise für den deutschsprachigen Reisenden. Die Einzelheiten werden bewußt nur stichwortartig angedeutet, denn man will dem Reisenden einen handlichen Überblick mitgeben. Für die Flugstunden zu empfehlen, wenn man nicht vergißt, daß man drüben angekommen nun erst das Ausgelassene sehen und erfassen muß.

Stadtmüller, Georg: Rechtsidee und Machtpolitik in der amerikanischen Ge-

schichte (München 1957, Isar. 96 S. DM 4,50). Dieser neunte Band der Isarbücherei schildert die Entwicklung rechtsstaatlicher Prinzipien in den USA. Gleichzeitig werden damit bedeutende Grundsätze, die sich heute in der Weltpolitik täglich auswirken, in ihrer Herkunft historisch erläutert. Nach der Ansicht des Verfassers entwickelten sich in der amerikanischen Völkerrechtsgemeinschaft vor allem drei Ideen: das Selbstbestimmungsrecht der Völker, die Ächtung des Krieges als eine Straftat und der Gedanke der Beilegung von Zwistigkeiten durch zwischenstaatliche Gerichtsbarkeit.

Schneider, Herbert W.: Geschichte der amerikanischen Philosophie; a. d. Amerikanischen übertragen von P. Krauser (Hamburg 1957, Meiner. 424 S. 10 Abb. DM 20,—). Die deutsche Übersetzung der bisher besten zusammenhängenden amerikanischen Philosophiegeschichte von 1946 liegt jetzt endlich vor. Schneider fügte der deutschen Ausgabe noch ein Kapitel über die neueren Entwicklungen hinzu. Übersichtlich werden in ihren großen Zusammenhänge die vielfältigen Bezüge zur europäischen Tradition, die besondere Rolle der Staatsphilosophie und überhaupt eine amerikanische Geistesgeschichte im weiteren Sinne dargestellt. Der Autor besticht durch seine zügige Klarheit, Bescheidenheit und Lesbarkeit.

Michels, Robert: Zur Soziologie des Parteiwesens in der modernen Demokratie (Stuttgart 1958, Kröners Taschenausgabe Band 250. 548 S. DM 15,—). Zweite Auflage des Neudrucks, herausgegeben und mit einem vortrefflichen Nachwort versehen von Werner Conze. Der Herausgeber versteht es ausgezeichnet, das Gültige im Werk Michels von dem Zeitbedingten und Irrtümlichen zu trennen.

Burckhardt, Jacob: Historische Fragmente (Stuttgart 1957, K. F. Koehler. 350 S. DM 9,80). Dies ist die dritte Ausgabe dieses Buches, das Emil Dürr aus dem Nachlaß gesammelt hat. Das Vorwort von Werner Kaegi bettet diese universal-historischen Skizzen in den großen Entwurf des Burckhardtschen Denkens ein.

Mertens, H. A.: Tausend Kinder reisen nach Jerusalem (Recklinghausen, Paulus Verlag. 148 S. DM 6,80). Diese „abenteuerlichen Geschichten“ aus dem Heiligen Land machen mit Erfolg den Ver-

such, der heranwachsenden Jugend die Verhältnisse in Israel und in Arabien nahezubringen. Ein Zweck, der erreicht wird dank der ansprechenden Art des Autors zu erzählen und nicht zum wenigsten dank seiner tiefen Religiosität. Das Buch ist geeignet, auch Erwachsenen über die Probleme dieser Landstriche und der sie bewohnenden Völker Klarheit zu verschaffen.

Meissner, Hans Otto und Wilde, Harry: Die Machtergreifung (Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 364 S. DM 24,—). Die fleißige Arbeit beider Herausgeber hat eine Fülle von Tatsachenmaterial zusammengetragen, das für manche Vorgänge der damaligen Zeit neues Licht schafft. Soweit gut. Der Versuch Hans Otto Meissners, eine Art Rechtfertigung des Staatssekretärs Meissner, seines Vaters, zu bringen, war von vornherein zum Scheitern verurteilt.

Winzinger, Franz: Das Tor von San Zeno in Verona (München 1958, Piper. 64 S. 48 Tafeln nach Fotos von Walter Dräyer. DM 3,—). Band 118 der Piper-Bücherei.

Auden, Wystan Hugh: Das Zeitalter der Angst (München 1958, Piper. 96 S. DM 2,50). Band 117 der Piper-Bücherei.

Jaspers, Karl: Max Weber. Politiker — Forscher — Philosoph (München 1958, Piper. 89 S. DM 2,50). Band 121 der Piper-Bücherei.

Kafka, Franz: Das Schloß (Frankfurt 1958, S. Fischer. 316 S. DM 7,80). Einmalige Sonderausgabe in der Reihe „Die Bücher der Neunzehn“.

Drucker, Peter: Die nächsten zwanzig Jahre (Düsseldorf 1957, Econ. 171 S. DM 9,80). Der Wirtschaftspublizist, gebürtiger Österreicher, zeigt in seiner provozierenden Analyse der amerikanischen Verhältnisse einige der wirtschaftlichen Probleme der unmittelbaren Zukunft, wie weitere Verknappung der Arbeitskräfte, keine wesentliche Ausdehnung der Kapitalinvestitionen etc. Heranbildung von Spezialisten und langfristige Planung sind für das Automationszeitalter erforderlich. Noch wichtiger aber sei eine umfassende Reform der amerikanischen Weltwirtschaftspolitik, wie auch der Erziehungsinstitutionen und inneramerikanischen Verhältnisse.

Fischer, Walther - Hrsg.: Jahrbuch für Amerikastudien 1957 (Heidelberg 1957, Winter. 304 S. DM 25,—). Der 2. Band des Jahrbuches der Deutschen Gesellschaft für Amerikastudien setzt die

Sammlung wichtiger wissenschaftlicher Einzeluntersuchungen über amerikanische Probleme aus den Bereichen der Literatur, Geschichte, Philosophie, Soziologie und Volkswirtschaft fort. Besonders hervorzuheben sind u. a. eine Studie Th. W. Adornos über den Aberglauben anhand der Horoskopspalte einer Zeitung in Los Angeles und eine Wertung Woodrow Wilsons von Ch. V. Easum, ehemaliger US Kulturattaché in Bonn. Die Bibliographie amerikakundlicher Veröffentlichungen in Deutschland wird bis 1955 fortgesetzt.

Fabian, Bernhard: Alexis de Tocquevilles Amerikabild (Heidelberg 1957, Winter. 158 S. DM 18,—). Fabian bringt eine sehr gründliche Quellenforschung, um nachzuweisen, wie de Tocquevilles Äußerungen in „Über die Demokratie Amerikas“ im Zusammenhang mit der zeitgenössischen Reiseliteratur über die Vereinigten Staaten verstanden werden müssen. Man könne nicht ohne weiteres alle Urteile de Tocquevilles auf heutige Verhältnisse übertragen. Die reichhaltige Untersuchung bietet eine kritische, aber sehr brauchbare Würdigung de Tocquevilles.

Papini, Giovanni: Guckloch zur Welt (Aus dem Ital. von A. v. Nostitz. Frankfurt a. Main, Josef Knecht. 213 S. DM 9,80). Den größten Raum unter diesen Beobachtungen nehmen die religiöser Erkenntnis gewidmeten ein. Der 1956 heimgerufene Verfasser hat Gott erlebt, aber er ist auch in der Welt zu Hause und schenkt ihr und den Menschen seine gutherzige Ironie. Herrlich, wie er uns lachen läßt, doch auch das Lachen erklärt und sich gegen modischen Schwindel, z. B. im Rundfunk und Fernsehen, zur Wehr setzt.

Heer, Friedrich: Junger Mensch vor Gott (Nürnberg, Glock und Lutz. 125 S. DM 4,80). Der Wiener Vorkämpfer geistiger Freiheit spricht deutend und aufrüttelnd zur Jugend, die es immer und vielleicht heute besonders schwer hat, aus der Wirrnis des Alltags den Weg zu Gott zu finden. In kurzen und abwechslungsreichen Kapiteln beantwortet Heer viele Fragen und Nöte, die den jungen Menschen bedrängen, und zeigt ihm die wahre Lebenskunst, nämlich den Himmel auf Erden zu suchen.

Bésus, Roger: Atomzentrum in der Normandie (Aus dem Franz. von G. Meister und H. Schlien. Heidelberg, Kerrle. 450 S. DM 16,80). Ein sich mächtig dehnendes Atomzentrum mit seinen

vielen kommunistisch gesinnten Arbeitern erobert ohne Mühe das benachbarte und längst dem Christentum entfremdete Dorf. Mit wenigen Getreuen und erfolglos setzt sich der junge Geistliche zur Wehr. Schade, daß die Handlung unter überwuchernden Einzelheiten oft an Durchsichtigkeit verliert.

Jung, C. G.: Bewußtes und Unbewußtes (Frankfurt a. M., S. Fischer, 184 S. DM 2,20). In den „Büchern des Wissens“ wird der schwierige Versuch gemacht, den Laien in das Lebenswerk des schweizerischen Psychologen und Psychiaters einzuführen. Prof. Dr. E. Böhler und Aniela Jaffé bemühen sich, in Vor- und Nachwort und mit einem nützlichen Register den Weg zu ebnen. Trotzdem bleibt er mühsam und ist wohl am gangbarsten in dem großen dritten Beitrag des Buches, in der an überraschenden und geistvollen Deutungen reichen „Phänomenologie des Geistes im Märchen“.

Weber, Hermann u. Pertinax, Lothar: Schein und Wirklichkeit in der DDR (Stuttgart 58, Deutsche Verlags-Anstalt. 303 S. DM 9,80). Die Verfasser kennen das ostzonale System von innen und analysieren es in 65 Fragen an die SED. Am besten sind die Abschnitte über die Sozialpolitik und über die wirtschaftliche Entwicklung. Das Buch gipfelt in der Frage, ob der Prozeß der Entstalinisierung aufzuhalten sei. Nach den Büchern von Löwenthal und Netti haben wir damit ein neues Kompendium der Entwicklung jenseits der Zonengrenze.

Hiller, Egmont: Automaten und Menschen (Stuttgart 1958, Deutsche Verlags-Anstalt. 105 S. DM 3,80). Der Stuttgarter Sozialpädagoge sieht in der Automation in erster Linie die Weiterentwicklung der bisherigen Mechanisierung und widmet der Interdependenz von Technik, Wirtschaft und Gesellschaft erhöhte Aufmerksamkeit.

Rosenberg, Arthur: Entstehung und Geschichte der Weimarer Republik (Frankfurt a. M. 1955, Europäische Verlagsanstalt. 586 S. DM 19,50). Es ist ein nicht zu unterschätzendes Verdienst Kurt Kerstens, daß er das Werk des verstorbenen marxistischen Historikers dem deutschen Publikum zugänglich gemacht hat. Obwohl die Forschung in verschiedenen Aspekten, besonders durch die Arbeiten von Eyck und Bracher, weitergekommen ist, gehört Rosenbergs Buch zu den unentbehrlichen Darstellungen der deutschen Zeitgeschichte. Dem Ver-

fasser standen Materialien zur Verfügung, die seitdem nicht mehr zugänglich waren. Seine klare und unsentimentale Argumentation besticht in ihrer Prägnanz.

Haseloff, O. W. und Stachowiak, H., Herausgeber: Schriften zur wissenschaftlichen Weltorientierung Band II (Berlin 1957, Georg Lütke. 142 S. DM 6,40). Dieser Band („Kultur und Norm“) enthält wichtige Beiträge zum Normproblem, unter anderem von Alfred Weber, Hans Barth, Hellmut Plessner, Paul Honigsheim und Leopold v. Wiese.

Schwarzer Hirsch: Ich rufe mein Volk und Die heilige Pfeife (Freiburg 1956, Walter-Verlag. 264 und 234 S. je Band DM 15,80). Der Verlag hat mit diesen beiden Büchern dem deutschsprachigen Publikum die Fundgrube der amerikanischen Indianer-Forschung erschlossen, die im Smithsonian-Institute in Washington ihre wissenschaftliche Hauptstätte hat. Schwarzer Hirsch ist eine bedeutende Persönlichkeit und einer der letzten Kenner der Überlieferungen der Sioux-Indianer. Der erste Band berichtet vom Untergang des Stammes der Ogallala, wie ihn John Neihardt aufgezeichnet hat. In ihm überwiegt der Schmerz über das Ende einer Überlieferung. Im zweiten Band (niedergeschrieben von J. E. Brown) erfahren wir Eindrucksvolles über die Sitten und Gebräuche der Prärie-Indianer. Beide Bücher zusammen sind als literarisches wie als ethnologisches Dokument von hohem Reiz.

Truman, Harry S.: Memoiren Band I und II (Stuttgart 1956, Scherz & Goverts. 611 u. 633 S. je Band DM 25,—). Je weiter wir uns von der Zeit der Trumanschen Präsidentschaft entfernen, umso klarer werden ihre Verdienste. Die Memoiren des Präsidenten, der unerwartet durch den Tod F. D. Roosevelts ins Weiße Haus einzog, enthüllen die Triebkräfte seiner Leistungen. Das Geheimnis Trumans war, daß er, ein „Common man“ aus Kansas City mit vielen Schwächen dieser Spezies behaftet, an den großen Entscheidungen wuchs, vor die er sich gestellt sah. Sein Entschluß zu ungewöhnlich kühnen Maßnahmen 1947 hat Europa vor der sowjetrussischen Überflutung bewahrt, hat aber auch der amerikanischen Außenpolitik die Richtung bis zum heutigen Tage gegeben. Truman war, mit Acheson, bis jetzt der letzte Vertreter eigenwilliger amerikanischer Konzeptionen, die in der Weltpolitik eine aktive Rolle spielten.

BRIEFE AN DIE DEUTSCHE RUNDSCHAU

Der deutsche Sprachraum

Wir saßen in Wiesbaden zusammen zur ersten Tagung einer Gruppe von Geistesarbeitern und Verwaltungsmenschen, die sich Demokratische Union nannte. Es war Anfang 1952. Ernst Reuter war unter uns. Auch Rudolf Pechel. Wir diskutierten lebhaft über die Gefahr des Neonazismus. Reuter nahm das Wort. „Die größte Gefahr ist der Hitler im Innern eines jeden von uns!“ Nie hat ein Deutscher Sinn und Wurzel des „Tausendjährigen Reiches“ so von Grund aus erkannt und auf eine so kurze Formel gebracht. Für uns Deutsche bedeutet Politik den Mythos vom Reich mit dem unterbewußten Ideal der Hegemonie Europas. Unsere Politik ist Romantik, kein Realismus. Das heißt also: Wir sind Dilettanten der Politik. Trotz Bismarck, Stein und den Heroen ehemaliger Schullesebücher. Daran erinnert mich der Aufsatz von Barduhn (DR 5/58).

Wenn Bundesminister Strauß in seiner Rede am 8. Juni in Passau nach Zeitungsberichten die Wiedervereinigung gegenwärtig für unmöglich hält, weil der Preis, den die Sowjets stellen würden, zu hoch sei und die Loslösung von der NATO sowie den Verzicht auf atomare Bewaffnung der Bundeswehr erfordere, so liegt in diesem Wort, mag man ihm zustimmen oder nicht, ein tiefer Sinn. Strauß ist der Ansicht, das Glück und die Zukunft eines Volkes, wie immer er es versteht, sei wichtiger als seine staatliche Zusammenfassung zu nationaler Einheit. Strauß betrachtet die Wiedervereinigung also nicht als absoluten Wert. Es gibt höhere Werte für unser Volk. Wir haben Anlaß anzunehmen, daß Adenauer ebenso denkt.

Stellen wir das, was Strauß sagt und Adenauer denkt, neben Ernst Reuters Bemerkung in Wiesbaden, so müssen wir selbst fühlen, daß die 13 Jahre seit dem Zusammenbruch des Großdeutschen Europa beherrschenden Reiches für die Katharsis des wirklich tausendjährigen Irrweges deutscher Politik eine viel zu kurze Quarantäne darstellen. Die beiden Provisorien der Bundesrepublik und der DDR waren von den Deutschen selbst nicht gewollt. Sie sind Produkte des West-Ost-Konflikts, Satellitenstaaten Amerikas und Rußlands, vor der Ent-

wicklung der thermonuklearen Waffen als Brückenköpfe und Aufmarschgebiete der beiden Antagonisten gedacht. Die deutsche Geschichte wird sich einmal des Geburtsprozesses dieser beiden Teilstaaten schämen. Neben ihnen stehen noch zwei isolierte Territorien des deutschen Sprachgebietes, die vor 13 Jahren zum Großdeutschen Reich gehörten: Österreich, heute ein neutraler, souveräner und anschußfeindlicher Staat, und das inzwischen halb rückgegliederte Saarland. Der letzte Teil des deutschen Sprachgebiets, die Ostschweiz, von Hitlers Expansionsdrang ständig bedroht, ist geschichtlich so stark mit der italienischen Süd- und der französischen Westschweiz verschmolzen, daß er kaum mehr eine Erinnerung daran hat, einmal zum alten deutschen Reich gehört zu haben.

Adenauer hat sich gegen eine Betonung Berlins als theoretischer Reichshauptstadt ausgesprochen. Die reale Tatsache zählt hier, nicht sein subjektives Motiv. Mit einer Renaissance der Wilhelminischen und nationalsozialistischen Reichshauptstadt würde der 1000jährige Mythos vom Reich sofort wieder aufleben. Wir Deutsche würden auf diesem assoziativen Weg zu der Politik zurückkehren, die nie eine wirkliche Politik war. Wir hätten es sogleich wieder vergessen, daß das Wesen unserer geschichtlichen Sendung in der Weltgrundforschung und in der geistigen Vertiefung der westlichen Kultur liegt. Keineswegs in der Politik. Absichtlich sind hier vereinfachend nur diese beiden Lebensäußerungen nebeneinander gestellt.

Daß wir 1949 wider unseren Willen im Dienste fremder Planungen in künstliche und fragmentarische Staatsgebilde hineingepreßt wurden, wird die spätere Geschichte ein Unglück für die Deutschen nennen. Nachdem er einmal da ist, bejaht selbstverständlich jeder Deutsche seinen provisorischen Staat in aktiver Loyalität. Dagegen sollten wir uns hüten, den Begriff der Wiedervereinigung nun aufs neue zu einem Samenkorn politischen Romantik werden zu lassen, solange er diplomatisch unrealisierbar ist. Wenn das deutsche Sprachgebiet jetzt nach dem Zusammenbruch unserer nationalistischen Wahnsinnsperiode in fünf,

nach der Rückgliederung des Saarlandes in vier Teilstaaten getrennt besteht, Österreich, Schweiz, DDR und den zehn Ländern der Bundesrepublik, so seien wir es sehr zufrieden. Erst in längerer Quarantäne kann der deutsche Geist zu sich selbst und einem neuen Abschnitt seiner Geschichte finden. Hat die Quarantäne uns wieder gesund gemacht von Hitlerischem ebenso wie von Wilhelminischem oder auch Fridrizianischem Nationalismus, dann wird die geschichtliche Entwicklung uns auch einmal wieder die Sternstunde der deutschen Wiedervereinigung beider Teilstaaten bringen, soweit das im Sinn des europäischen Geschehens liegt. Seinem natürlichen Empfinden nach ist der Deutsche ein Föderalist. Es hat lange, sehr lange gedauert, bis die germanischen Stämme überhaupt ein Zusammengehörigkeitsgefühl aus sich

heraus geboren hatten. 1945 war der Traum vom Reich so gründlich ausge-träumt, daß Schwaben und Alemannen, Bayern und Sachsen und Hessen am liebsten im Bereich ihrer bodenverbundenen Universitäten und Kunstakademien, ihrer Hüttenwerke und Fabriken gelebt hätten. Nach drei Generationen wäre der Mythos vom Reich und die Romantik der machtpolitischen Völkerhegemonie vergessen gewesen. Wir wären wie die Griechen zu Lehrmeistern der Völker geworden. Ein drittes deutsches Abenteuer würde für die Überlebenden in einem potenzierten Morgenthauplan enden. Wer sein Volk liebt, will nicht, daß es sich selbst ausradiert. Lassen wir die Finger vom „Reich“, von einer Wiedervereinigung à tout prix und vom Revisionismus!

München

Edmund Schopen

Keine Tragik

Zu dem Aufsatz über die Wiedervereinigung möchte ich sagen, daß Barduhn (DR 5/58) aufrichtiger ist als alle (fast alle) anderen Deutschen, aber ich würde nicht von Tragik, sondern Ursachen und Folgen, Schuld und Strafe reden. Es hat genug Warner vor Hitler gegeben, die genau das voraussagten, was eingetreten ist, und dann in Konzentrationslagern zu Tode gemartert wurden oder an dem Galgen endeten, wenn sie nicht rechtzeitig ins Ausland gingen. Auch würde ich nicht sagen, daß die Russen „die Hauptschuld an dieser aussichtslosen Lage tragen“. Die Hauptschuld tragen die vielen Millionen Heil Hitler-Rufer, die trotz aller Warnungen dem „Führer“ zujubelten, obwohl er die alten Germanenzüge nach dem Osten zu erneuern versprach. Die Richter in Nürnberg sagten, daß „Mein Kampf“ nicht in einer Geheimsprache geschrieben war. Ist Herr Barduhn einsichtiger in seiner Erkenntnis, daß die Einheit Deutschlands (meint er die Ulbricht-Zone oder die von Polen verwalteten Gebiete?) heute nur durch einen dritten Weltkrieg zu erreichen wäre, so verfällt er an anderer Stelle

doch in die Adenauer-Dulles-Chimäre, Deutschland müsse sich so stark machen, „daß unsere Kinder die Befreiung der Sowjetzone fordern können, statt sie erbetteln zu müssen.“ Nie werden die Russen zu etwas gezwungen werden können. Sie haben 1941 bis 1945 genau genug erlebt, was ihnen ein geeintes und militarisiertes Deutschland angetan hat. Darum werden sie nie ein geeintes und militarisiertes Deutschland zulassen. Aber Argumenten der Vernunft, der Moral, der Religion sind offenbar nur wenige Deutsche zugänglich. Nur die Zeit kann sie darüber belehren, daß man nicht ungestraft außer fünf Millionen Juden noch weitere fünf bis sieben Millionen Slawen ermorden kann. Die einzig denkbare Lösung ist entweder der Status von heute oder eine föderative Einigung mit der Ostzone, das heißt der Ulbrichtregierung, unter ausdrücklichem Verzicht auf die russisch und polnisch verwalteten Gebiete. Etwas anderes gibt es nicht und wird es auch morgen oder übermorgen nicht geben. Das zu sagen hat nichts mit Liebe zum Kommunismus zu tun.

London

J. Lesser

Wenger-Plan

Herrn Barduhn (DR 5/58) ist nicht zu widersprechen. Er hat Mut. Noch mehr Mut hatte aber der Journalist Wenger. Er zeigte im „Spiegel“ einen Weg zur Einheit über die Aufgliederung in Föderationen. Auch sollte Barduhn

die Vorstellung späterer Stärke fallen lassen. Wenn er glaubt, daß dieser Vorbehalt Europa endlich beruhigt, so irrt er sich. Das Gegenteil ist richtig.

München

Xaver Forster

(Die Diskussion wird fortgesetzt)

Wer ist's ?

Dr. R. Th. Merten, Diplom-Chemiker, war bis 1945 selbständiger Unternehmer in der Mark Brandenburg. Er starb fünfundsechzigjährig, Ende 1956, als Privatgelehrter in Bad Godesberg. — Neue Mitarbeiter: Der Maler Gottfried Tritten, 35, lebt in Lenk im Berner Oberland. — Klaus Schulz, 26, ist Dozent am Goethe-Institut. Er promovierte 1957 in Göttingen mit einer Arbeit über Piscators politisches Theater. — Professor Dr. Hans Eichner, aus Wien, lehrt Germanistik an der Queens University, Kingston (Ont.). — Dr. Gert von Eynern, 1902 geb., ist Professor für Wirtschaftspolitik und Abteilungsleiter an der Deutschen Hochschule für Politik in Berlin. — Über Boris Pasternak berichteten wir ausführlich im Januarheft dieses Jahrganges.

In den nächsten Heften der Deutschen Rundschau lesen Sie u. a.:

Ludwig Freund	Probleme der Freiheit im Massenzeitalter
Josef Wulf	Geständnisse eines Autors
Harry Pross	Georg Lukacs und der Rationalismus
Erich Eyck	Bismarck, Wilhelm I. und die spanische Thronkandidatur
G. R. Treviranus	Hermann Ullmann zum Abschied
L. Hamori	Die Mittelklasse der klassenlosen Gesellschaft
Willy Haas	Wandlungen der Kunstbetrachtung im Zeitalter der Reproduktion
Ernst Sander	René Schickele und Badenweiler
R. Caltofen	François Mauriac oder die Komplexe der Kindheit
Felix Braun	Erinnerungen an Salzburg
Siegfried Lenz	Hamburger Stundengesichter
Werner Bergengruen	Novelle

Mitteilungen

Der Verlag sucht Heft 5/57 (Maiheft, 83. Jahrgang). Vergütung pro Heft DM 0,60 zuzüglich Portoauslagen. — Zur Unterstützung der Aktion für die Berliner Kinder haben wir ein Gratis-Inserat aufgenommen, dem wir allen Erfolg wünschen.

Auslieferungstellen der DEUTSCHEN RUNDSCHAU

Im Saargebiet: Buchhandlung Bock & Seip, Saarbrücken, Bahnhofstraße 98. — Im Ausland: Argentinien: Knüll & Wetzler, Estomba 1783, Buenos Aires. — Bolivien: Das Echo, Cochabamba, Casilla 748. — Dänemark: Pressa AG, Blegdamsvej 26, Kopenhagen N. — Finnland: Rautatiekirjakauppa Oy, Akateeminen Kirjakauppa, 2 Keskuskatu, (beide in Helsinki). — Frankreich: Librairie Martin Flinker, 68 Quai des Orfèvres, Paris 1er. — Griechenland: Georg Mazarakis & Co, Patissonstr. 9, Athen. — Großbritannien: Interbook, 12 Fitzroy Street, London. — Italien: Libreria Sansoni, Via Capponi 26, Firenze. — Libanon: The Levant Distributors Co., P. O. B. 1181, Beirut. — Luxemburg: Messageries Paul Kraus, 27 rue Joseph Jundt, Luxembourg. — Niederlande: Meulenhoff & Co., NV, Amsterdam, Beulingstraat 2. — Norwegen: A. S. Narvesens Kioskkompani, Stortingsgata 2, Oslo. — Portugal: Alvaro Goncalves Pereira, Restauradores 12, Lissabon. — Schweiz: Azed AG., Basel, Dornacherstr. 60–62; Schweizerisches Vereinssortiment, Olten. — Spanien: Atheneum, Barcelona, Pasaje Marimon, 23. — Türkei: Türk-Alman Kitapevi, Beyoglu, Kumbaraci, Yokuxu 12. — Amerika: Stechert-Hafner, Inc. 31 East 10th Street New York 3, N. Y.; Golden Gate News Agency, 66 Third Street San Francisco 3, California. Postverlagsort: Baden-Baden — Postbezugspreis: vierteljährlich DM 5,—.

Kleine Leute . . . Große Reise!

Jeder, der einmal in Westberlin sich in den Bezirken wie Kreuzberg, Neukölln, Wedding mit offenen Augen umgesehen hat, wird bei den Kindern noch viel Elend bemerkt haben.

Die Erholungsbedürftigkeit liegt in einzelnen Bezirken Westberlins zwischen 15 und 20 % aller Kinder von 6 bis 15 Jahren. Diesen Kindern muß die Gelegenheit vermittelt werden, sich in schöner Waldluft, an der See und im Gebirge zu erholen. Und die erste Voraussetzung dafür sind die finanziellen Mittel, denn ihre Eltern können ihnen keinen Ferienaufenthalt bezahlen.

So soll die Fernseh-Lotterie „Kleine Leute — große Reise“ im Jahre 1958 dafür sorgen, daß das „Hilfswerk Berlin“ in die Lage versetzt wird, mit den aus dieser Lotterie erbrachten Mitteln die erforderlichen Transport- und Heimkosten für die Westberliner Kinder zu bestreiten. Obwohl es auf sie nicht ankommen sollte, sind große Preise ausgesetzt:

***50 Hauptpreise und 500 weitere wertvolle Preise, darunter
25 Gewinne von der Fernsehtruhe bis zum Automobil u. 25 Reisen
für je 2 Personen in alle Welt***

einschließlich Aufenthalt, Taschengeld u. Nebenkosten (Gültigkeit der Reisegewinne auch 1959)

SONDERPREIS: Ein Isartaler-Einfamilienhaus

Zur Teilnahme dient eine normale Zahlkarte, mit der sich jeder an der Fernseh-Lotterie beteiligen kann, oder die Sonderzahlkarte, die einer Teilaufgabe dieser Zeitschrift beiliegt, und zwar mit einem Betrag von

DM 5.- auf das Postscheckkonto Hamburg Nr. 100 000

(als Adresse ist nur das Stichwort „Berliner Kinder“ erforderlich) bis zum im Terminplan genannten Einzahlungsschluß (Datum des Poststempels).

Der linke Abschnitt der Zahlkarte (Gutschriftenabschnitt) *mit der vollständigen Adresse des Absenders* (möglichst Telefon-Nummer angeben) ist das Los. Diese Abschnitte werden vom Postscheckamt Hamburg direkt an die aufsichtsführende Notarin, Frau Dr. A. Pönitz, weitergeleitet und wiederum unter notarieller Aufsicht zu Los-Röllchen verarbeitet und bis zur Ziehung versiegelt. Bei diesem Verfahren übrigst sich die Ausgabe von Nummern oder Losen.

3. ZIEHUNG

Auftaktsendung	Samstag, 12. Juli	NWRV — Hamburg
Einzahlungsschluß	Donnerstag, 31. Juli	
Ermittlung der Gewinner (Ziehung)	Freitag, 8. August	NWRV — Hamburg
Unterhaltungssendung mit Vorstellung von Gewinnern	Samstag, 10. August	NWRV — Hamburg

BERLINER KINDER

FORVM

Österreichische Monatsblätter für kulturelle Freiheit

Heft 55/56

Juli/August 1958

DM 1,75

Hans-Joachim von Merkatz
PARTEIENWESEN IN DEUTSCHLAND

Günther Nenning / Felix Butschek
DIE VERSAUMTEN CHANCEN
DES NEUEN SPÖ-PROGRAMMS

Friedrich Heer
WIR UND DIE ABGESPRUNGENEN KOMMUNISTEN

Franz Kafka
UNVERÖFFENTLICHTE BRIEFE

Fritz von Herzmanovsky-Orlando
DIE TAROCKANISCHE VERFASSUNG
(Aus einem neuen Roman)

George Mikes
BRIEF VON DEN PHILIPPINEN

Redaktion und Verwaltung: Wien VII., Museumstraße 5

Alleinvertrieb für die Deutsche Bundesrepublik einschließlich Westberlins: Albert Langen - Georg Müller, München 19, Hubertusstr. 4